

# Das Ziel vor Augen

## Erich Hammer



ERICH HAMMER

DAS ZIEL  
VOR AUGEN

Daniel-Verlag

Meinem geliebten, treuen und teuren Schatz,  
meiner Mitkämpferin im Glauben,  
meiner Frau Ruth  
für den Tag unserer  
diamantenen Hochzeit im Herbst 2008  
gewidmet

© Daniel-Verlag 2008  
Lychener Str. 7, OT Retzow  
17279 Lychen  
[www.daniel-verlag.de](http://www.daniel-verlag.de)  
1. Auflage 2008

Bearbeitung: Werner Mücher  
Satz: Daniel-Verlag  
Umschlaggestaltung: Daniel-Verlag  
Druck und Bindung: eurp pb

ISBN 978-3-935955-46-1

---

## Inhalt

Vorbemerkung .....	7
Fallende Blätter .....	11
Vaters Not .....	13
Da ist nicht Jude noch Grieche .....	15
Mutters Lieder .....	18
Bewahrt .....	21
Eine tote Gans .....	23
Ohne Haare .....	26
Die schwarze Kuh .....	29
Alte Lieder .....	31
Auserwählung .....	34
Barfuß .....	37
Wir bauen .....	40
Damals .....	43
Am Luther-Denkmal .....	46
Der Weihnachtsberg .....	49
Gelbsucht .....	51
Wiedergeburt .....	54
Nicht aus Werken .....	57
Hundert Quadratmeter .....	60
Gerettet .....	62
Nicht gewünscht und gern gehört .....	65
Sorgt nicht .....	67
Ich bin ja geborgen .....	70
Falsche Erziehung? .....	73
Im Pflegeheim .....	76
So sorgt Gott .....	78
Noch gerettet? .....	81
Sauerkraut .....	83
Schnee .....	86
Raus! .....	88

---

Für Jesus begeistern .....	90
Straßenfeger .....	92
Gabenträger .....	94
Ein ungleiches Joch .....	96
Überlaufen .....	98
Hilfe in der Not .....	100
Gideons Brühe .....	102
Hüten .....	104
Alte Schuld .....	106
Müllentsorgung .....	109
Vergebliche Mühe .....	110
Hauskreise .....	112
Singt dem Herrn ein neues Lied .....	114
Gefährliche Literatur .....	117
Schundliteratur .....	119
Heimgesucht und heimgefunden .....	122
Bibelwoche in Berthelsdorf vom 30.5.-9.6.2007 .....	136
Ausklang .....	137

---

## Vorbemerkung

Wie gerne hörten wir als Kinder unserem Vater zu, wenn er uns an den langen Abenden Geschichten erzählte, und zwar hauptsächlich Begebenheiten aus der Bibel, doch auch von Robinson und von Karl Stülpner. Wenn er erzählte, was er mit dem Herrn Jesus erlebt hatte, hörten wir voller Spannung zu. Immer dann, wenn es am spannendsten war, hörte er mit dem Versprechen auf, morgen weiterzuerzählen. So ging die Spannung mit in die Nacht hinein und blieb so lange, bis es endlich am nächsten Tag weiterging. Das hat uns als Familie zusammengehalten. Oft gesellte sich die Oma mit ihren zwei Enkelkindern aus der oberen Stube dazu. Mir leuchten jetzt noch die Augen, wenn ich an diese Zeit zurückdenke. An materiellen Gütern waren wir nicht reich, fühlten uns jedoch glücklicher als manche anderen Kinder, deren Eltern keine Zeit für sie hatten.

Leider ist das gute Gemeinschaftsgefüge in vielen Familien durch das Fernsehgerät nicht nur gestört, sondern direkt zerstört worden. Viele Kinder sitzen allein in ihrem Zimmer am Computer und surfen im Internet, holen sich Informationen und Bilder herbei, die nicht gut für sie sind. Wie viel Unkraut wird dadurch in junge Herzen gepflanzt und Sauerteig hineingemischt. Stunden der Gemeinschaft in der Familie und unter dem Wort Gottes bekommen Seltenheitswert.

Als meine Frau und ich später selbst Kinder hatten, haben wir versucht, das gute Vorbild meines Vaters nachzuahmen. Beim Erzählen gab es die gleiche Spannung. Mir stand zu der Zeit eine Menge guter Kinderliteratur zur Verfügung. Dennoch hörten unsere Kinder am liebsten die alten Geschichten, die ich vom Vater übernommen hatte. Nachdem unsere Kinder selbst geheiratet und Kinder bekommen hatten, kamen die Enkelkinder und

---

bettelten: „Opa, erzähle uns eine Geschichte.“ Dabei gab es die gleichen leuchtenden Augen und nasse Taschentücher. Sogar die große Kinderschar der Sonntagsschule nahm die alten Geschichten mit Spannung auf, wenn ich hin und wieder eine erzählen durfte. Ein Sonntagsschulhelfer sagte einmal zu mir: „Wundere dich bitte nicht, wenn nach 20 Minuten die Luft bei den Kindern raus ist. Durchs Fernsehen sind sie nicht gewöhnt, lange zuzuhören; ihre Augen müssen beteiligt sein.“ Ja, es ist nicht einfach, Kinder in großer Anzahl im Alter von 4 bis 14 Jahren vor sich zu haben. Doch die Augen der Kleinsten wurden immer größer, und die Älteren schmunzelten, wenn den Kleinsten etwas verständlich gemacht wurde. 50 Minuten – und noch keine Unruhe! Doch auch der Inhalt wurde aufgenommen.

Ach ja, nun sind die meisten Enkelkinder auch schon wieder Eheleute. Die ersten sechs Urenkel sind da oder werden erwartet. Bis sie jedoch so weit sind, Geschichten zu hören und zu verstehen, werde ich wohl das Ziel erreicht haben, auf das in vielen Erzählungen hingewiesen worden ist. Sollen diese neuen Erdenbürger nun verkürzt werden? Vielleicht setzen die Väter und Mütter das fort, was die Eltern und Großeltern begonnen haben? Dafür beten wir.

Im Wort Gottes gibt es oft die Aufforderung, den Kindern und dem künftigen Geschlecht das weiterzugeben, was man mit Gott erlebt und erfahren hat. Sollte das nicht auch noch für uns gelten? Im Wort Gottes wird besonders darauf hingewiesen, dass die folgenden Generationen den Ausgang des Wandels der Älteren anschauen und ihren Glauben nachahmen sollen. Ist es da nicht gut, sie an dem teilhaben zu lassen, was wir erlebt haben? So sitze ich jetzt oft an der Schreibmaschine und erzähle im Geiste denen, die einmal geboren werden, die Geschichten, als säßen die Kinder vor mir. Ich sehe dabei ihre Augen leuchten, wenn sie das lesen, was ihre Ur-Ur- und Urgroßeltern einmal im Glauben erlebt haben. Natürlich dürfen ihnen dann solche über die Schultern schauen, die sich dafür interessieren, sich daran erfreuen oder dadurch auch ermahnt und ermuntert werden. Es könnte

---

ja sein, dass dieses Buch erst gedruckt wird, wenn ich das Ziel schon erreicht habe. Befinden wir uns als Eheleute in unserem Alter nicht wie auf der Zielgeraden unseres Glaubenslaufes? Das Niederschreiben und Aufzeichnen dieser Lebenserinnerungen gehört gleichsam wie der Endspurt eines Läufers dazu. Wenn nur eins unserer Nachkommen durch das Lesen gesegnet wird oder sogar zum Heiland und Erlöser, unserem Herrn Jesus, geführt wird, hätte sich das Erzählen gelohnt.

Zu den beiden bereits herausgegebenen Büchern habe ich viele gute Echos bekommen. Mancher hat mich ermuntert, noch nicht mit dem Schreiben aufzuhören. Das ist hiermit geschehen. Die Mitarbeiter des Daniel-Verlages haben mir erneut die Hilfe bei der Herausgabe zugesichert. Bruder Werner Mücher und seine liebe Frau Gudrun haben sich viel Mühe gemacht, alles druckreif zu machen. Auch ihnen gilt mein herzlicher Dank.

Wie groß wäre die Freude, einmal am Ziel einige zu treffen, denen die kurzen Artikel ein Anstoß waren, den Weg durch die enge Pforte zu finden und dadurch an all den Segnungen in der Himmelswelt Anteil zu bekommen.

Thierfeld, Februar 2008  
Erich Hammer



---

## Fallende Blätter

Es ist Herbst geworden. Der Wind dreht immer mehr auf Nordost. Das warme Wetter in der letzten Zeit hatte den Landwirten das Ernten des Getreides leicht gemacht. Die Ähren haben in diesem Jahr fast hundertfältige Frucht gebracht. Haben wir solch einen göttlichen Segen verdient, oder schreiben wir ihn unserer Tüchtigkeit und unserem Fleiß zu? Es gibt nur wenige, die dem Geber aller guten Gaben dafür von Herzen danken.

Im Sommer gab es eine Fülle und große Vielfalt an bunten und duftenden Blumen; jetzt aber sind es die Bäume und Sträucher, die zu „blühen“ beginnen. Die Mischwälder und die mit Sträuchern bewachsenen Hänge färben sich, als hätten die Hubschrauber aus der Luft – statt Kalk gegen den sauren Boden – Farbe in vielen Schattierungen versprüht. Wenn die aufgehende Sonne mit ihren ersten Strahlen solche Panoramen beleuchtet, kann sich das Auge nicht sattsehen. Aus dem Grün der Blätter ist Rot, Violett, Braun und Gelb geworden. Ehe sie abfallen, zeigt uns der Schöpfer noch einmal, wie wunderbar seine Schöpfung ist. Er hat die Bäume und Pflanzen mit Blättern versehen, damit sie den Sauerstoff und Stickstoff regulieren. Nun haben sie vom Frühling an ihren Dienst getan, nicht zuletzt zum Segen für uns Menschen. Jetzt helfen sie uns, über das Sterben und die Vergänglichkeit nachzudenken. Bevor der Sturm sie vom Baum wirbelt und der Baum sie loslässt, entfalten sie noch einmal ihre ganze Schönheit.

Da zieht eine Gruppe von Kindern vorbei. Zusammen mit der Kindergärtnerin haben sie buntes Laub gesammelt. Wer würde das schönste Blatt finden? Nun hat jedes Kind einen richtigen Strauß bunter Herbstanzeiger in den Händen. Ich frage sie, was sie mit den Blättern machen. „Wir werden unseren Kindergarten damit schmücken“, antwortet ein kleiner Steppke. Er hält mir ein

---

besonders schönes Eichenblatt hin. Es ist noch ganz grün und hat nur ein paar braune Flecken neben ersten Ansätzen von Rot. Der Junge nimmt sich Zeit und lässt mich das Blatt eine ganze Weile betrachten. Ist in dem Blatt nicht ein ganzes Leben abgeschattet?

Ja, so wie dieses Blatt im Frühling hervorkam, sprossete auch mein Leben wie aus einem Lebensbaum. Das saftig leuchtende Grün des Blattes weist darauf hin. Plötzlich aber kamen – wie die dunklen Flecken zeigen – Zeiten der Not, Krieg und Gefangenschaft, Zeiten des Hungers. Doch ich konnte gleichsam am Baum bleiben in einer Zeit, wo viele andere, noch völlig grün, weggerissen wurden. Nun ist es auch in meinem Leben Herbst geworden. Da kommt die Frage auf: Konnte mein Herr und Gott mich gebrauchen, um Kohlendioxid in Sauerstoff zu verwandeln zum Segen für andere? Die meisten Blätter sind jetzt ganz schnell farblos und welk geworden. Der Herbstwind wirbelt sie davon, und in irgendeinem dunklen Winkel bleiben sie liegen und verrotten unbeachtet.

Ein kleines Mädchen ist ganz beglückt über seinen schönen Strauß an Blättern. Es sagt mir, dass es die Blätter in eine Vase stellen will, damit sie sich recht lange halten. Das schönste Blatt will sie ihrer Mutti mitnehmen, damit auch sie sich daran erfreut. Das weckte in mir den Wunsch, jetzt im hohen Alter noch solch ein Blatt zu sein. Der Herr möge es mir schenken, so dachte ich, nicht einmal wie ein verwehtes Blatt ärgerlich vom Gehsteig weggefegt zu werden und zur Entsorgung in der Mülltonne zu landen. So betete ich: „Mein Vater, schenk mir doch, dass sich andere trotz meines Alters – wie an dem Blatt in der Hand des Mädchens – noch an mir erfreuen können. Schenke mir, dass ich trotz der dunklen Flecken in meinem Leben im Wald deiner Schöpfung, wenn auch als unscheinbares Blatt, etwas von der Herrlichkeit deiner Gnade für andere widerspiegeln kann. Wenn es Dir gefällt, so lass mich in deiner Himmelsvase mit vielen anderen zusammen deinen Himmel schmücken. Amen.“

---

## Vaters Not

War es ein Tag der Freude, als mein Vater das Licht der Welt erblickte? In der Familie gab es bereits zehn Münder, die gestopft werden sollten. Nun kam er als elftes Kind noch dazu. Es gab großen Mangel in der Familie, da der Alkohol, der durch die Kehle des Großvaters floss, viel Geld verschlang.

Die Hebamme tat wie immer ihre Arbeit. Ein strammer Junge kam zur Welt. Es brauchte nicht nachgeholfen zu werden, ihm den ersten Schrei zu entlocken. Er zeigte sogar dadurch Leben, dass er anfang zu zappeln und zu strampeln. Da passierte das Unglück. Die Geburtshelferin konnte ihn nicht festhalten. Er entglitt ihren Händen und fiel zu Boden. Da kam eine kräftige Musik aus der Kehle des Neugeborenen. Hatte er wohl einen Schaden davongetragen? Erst als er anfang zu krabbeln und zu laufen, wurde deutlich, dass etwas mit seinem Rücken nicht in Ordnung war. Nach und nach zeigte sich, dass er eine Verkrümmung hatte. Später zeigte sich, dass er, wie man das damals nannte, ausgewachsen war. Das hinderte seinen normalen Wuchs.

Als er zur Schule kam, war er oft die Zielscheibe des Spottes und der Verachtung der anderen Schüler. Das gab viele verborgene Tränen. Um sich Geltung zu verschaffen, spielte er den Spaßmacher. Er besaß wirklich Talent zum Theaterspielen. Die Witzfiguren waren auf ihn wie zugeschnitten. Er bekam viel Beifall. Da konnte er sich profilieren. Mit Alkohol trank er sich dann meist Mut zu, um nicht zu versagen. Während der Faschingszeit war er ganze Nächte auf den Beinen. Später zeigte er uns Kindern ein Faschingsgewand, bevor er es den Flammen übergab. Es glich einer langen Ziehharmonika mit einem Kopf oben drauf und einem Stecken in der Hand. Damit konnte er sich groß machen und mit dem falschen Kopf an die Fenster im ersten Stock der Häuser anklopfen. Entsprach das nicht dem Wunsch, nicht nur eine Witzfigur zu sein, sondern auch groß vor Gott und Menschen? Und das geschah tatsächlich, als er sich später bekehrte.

---

Zuvor will ich noch etwas aus seinem Leben erzählen. Als er sich für das andere Geschlecht interessierte, gab es so manche bittere Enttäuschung. Wenn er um ein Mädchen warb, erfuhr er oft starke Verachtung. Als er fast 33 Jahre alt war, lernte er ein 20-jähriges Mädchel kennen, das ihm Achtung entgegenbrachte. Sie stammte aus einem kinderreichen Haus. Ihre Mutter hatte 13 Kinder geboren. Auch bei ihnen ging es sehr ärmlich zu. Er meinte, bei ihr nicht nur Mitleid, sondern auch Verständnis und Liebe zu finden. Als er es endlich wagte, die gewisse Frage an sie zu stellen, gab sie ihm ihr Jawort. Das geschah in einer Zeit schlimmster Inflation und wirtschaftlicher Rezession. Da fiel die Hochzeit sehr bescheiden aus und war kein großes Fest, wie das heutzutage oft der Fall ist.

In den ersten Jahren der Ehe kam jedes Jahr ein Kind an. Ich war das dritte von ihnen. Als ich etwa vier Jahre alt war, änderte sich unser Familienleben ganz entscheidend. Es gab plötzlich keinen Tabakqualm mehr, der Alkohol war tabu. Mein Vater blieb abends zu Hause und wurde nicht mehr am Stammtisch beim Kartenspiel gefunden. Was vorher sein Leben ausmachte, war Vergangenheit und wurde nicht vermisst. Jetzt hatte der Vater Zeit für seine Kinder. Wie spannend konnte er uns die biblischen Geschichten wiedergeben, die er nun gelesen hatte. Freilich brachte ihm die Änderung seines Lebens viel Spott von Seiten der ehemaligen Kumpane ein. Doch das ertrug er mit Freuden. Er wusste sich jetzt in den Augen Gottes, seines himmlischen Vaters, wertgeachtet. Die Gemeinschaft mit Gotteskindern wog ihm bei weitem auf, was er aufgegeben hatte.

Von Zeit zu Zeit ging er in seiner Ortskirche zum Abendmahl. Selbstverständlich waren auch wir Kinder zum Taufstein getragen worden, wobei die Taufpaten allerdings völlig ungläubige Verwandte waren. Darüber hatte er sich nie Gedanken gemacht. So war es ja Sitte, und so taten es fast alle, bis auf einige Freidenker. Jetzt aber machte er sich Gedanken über das Abendmahl. Wenn er die Oblate aß und aus dem Kelch trank, hörte er nicht so sehr auf die Worte des Pfarrers, sondern dachte an das hingeebene Leben sei-

---

nes Herrn und an seinen Kreuzestod, wodurch er Vergebung seiner Sünden empfangen hatte. Dafür war er Ihm von Herzen dankbar.

Er fand es sehr schade, dass dieses Mahl nur ab und zu, meist an Feiertagen, gehalten wurde. Nach einer Bibelstunde unterhielt er sich mit einem Bruder darüber. Da bekam seine Freude einen ordentlichen Dämpfer. Dieser Mann riet ihm, einmal 3. Mose 21 zu lesen. Dort gebe es Anweisungen, wer zum Mahl des Herrn erscheinen dürfe und wer nicht. Er solle sich einmal Gedanken über Vers 20 machen: „... oder ein Buckliger oder ein Zwerg ... soll nicht herzutreten, um das Brot seines Gottes darzubringen“ (V. 20.21). Das war für meinen Vater ein geistlicher Tiefschlag, der ihn hätte k. o. schlagen können.

Er ging heim und las die Stelle in seiner Bibel nach. Tatsächlich stand das so da. Was sollte er davon halten? Sollte seine Behinderung ihn wirklich von der innigsten Gemeinschaft mit seinem Herrn ausschließen und daran hindern, Ihn anbeten zu können? Es fehlte nicht viel, so wäre er in eine tiefe Depression gefallen. Als er jedoch dann den Galaterbrief las, wurde er davon befreit. Er las in Kapitel 3,12.13: „Das Gesetz aber ist nicht aus Glauben ... Christus hat uns losgekauft von dem Fluch des Gesetzes, indem er ein Fluch für uns geworden ist“. Ihm wurde bewusst, dass der Herr Jesus am Kreuz, indem Er ein Geschändeter wurde, das weggenommen und aufgelöst hat, was uns von Natur von der Heiligkeit Gottes trennte. Weil Er dort ein Fluch geworden ist, können wir, die wir verflucht waren – ganz gleich, mit welchen Schäden wir behaftet sind –, einem heiligen Gott nahen. Mit dankerfülltem Herzen aß er weiterhin vom Brot und trank vom Wein zum Gedächtnis des Todes seines Herrn.

### **Da ist nicht Jude noch Grieche**

Ich sehe meinen Vater jetzt noch weinen. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt und saß am Tisch. Seine Tränen waren Zeichen

---

größter Sorge und Not. Doch halt! Ich will mit dem Erzählen von vorn beginnen.

Jedes Elternpaar wünscht das Beste für seine eigenen Kinder. Das gilt natürlich ganz besonders im Blick auf einen guten Lebenspartner. Das war auch in unserer Familie nicht anders. Die älteste Tochter war 17 Jahre alt, das ist ein kritisches Alter, um mit Liebeleien zu beginnen. Uns Kindern wurde eingeschärft, ja nicht zu früh damit anzufangen. In unserer Jugendgruppe gab es viel mehr Mädels als Jungen. Schließlich wurden die Jungen auch noch zur Armee eingezogen. Viele von ihnen kamen nicht zurück, sondern fielen im Krieg. Der schlimme 2. Weltkrieg hatte gerade begonnen. Wie freuten wir uns daher, wenn aus Nachbarjugendkreisen mögliche Anwärter zu Besuch kamen.

Durch die Heirat eines Bruders am Ort entstand eine besondere Verbindung zu einer Jugendgruppe an einem anderen Ort. Oft feierten wir zusammen Silvester oder nahmen andere Anlässe zu Begegnungen wahr. Zwei junge Burschen blieben irgendwie hängen. Wie es zur Funkenbildung zwischen einem von ihnen und meiner ältesten Schwester kam, weiß ich nicht. Die beiden Burschen kamen nun öfter mit dem Motorrad zu den Jugendstunden. Nach den Jugendstunden war meine Schwester jetzt oft verschwunden und kam erst kurz vor Mitternacht heim. Wir jüngeren Brüder versuchten natürlich, uns nun als Spione zu betätigen. Doch der junge Bewerber um unsere Schwester suchte uns ebenfalls zu gewinnen. Er ließ uns sogar mit seinem Motorrad einige Fahrten machen. Damit hat er natürlich unsere Herzen gewonnen.

Nun fand das entscheidende Gespräch mit unseren Eltern statt. Das war die Ursache für die Tränen meines Vaters. War denn an dem jungen Mann etwas Schamhaftes? Er hatte doch gerade seine Lehre abgeschlossen und seine Prüfungen als Goldschmied mit „sehr gut“ bestanden. Er war gesund. Er hielt sich zu den Gläubigen. Konnte da der Segen der Eltern zu einer baldigen Eheschließung verwehrt werden?

---

Doch da war etwas anderes, das zu großer Sorge Anlass gab. Der junge Mann hatte berichtet, was ihm große Not machte. Er war nicht rein arischer Abstammung. Seine Mutter war eine Jüdin. Dem Vater, der als Ingenieur in einem großen Werk arbeitete, war angedroht worden, wenn er sich nicht von seiner Frau scheiden ließe, könne die Anstellung in verantwortlicher Position nicht mehr aufrecht erhalten werden. Ließe er sich scheiden, würde auch seine Frau von möglichen Maßnahmen verschont bleiben. Das bedeutete also entweder Scheidung oder Arbeitsverlust, und für die Mutter bedeutete das möglicherweise die Abholung in ein Lager. All das würde natürlich auch für eine entstehende Ehe des Sohnes große Schwierigkeiten mit sich bringen. So bestand auch kaum Aussicht für ihn, seinen Beruf als Goldschmied ausüben zu können. Er hatte seine Situation ganz offen und ehrlich dargelegt. Natürlich erwartete er nicht gleich eine Antwort von meinen Eltern. Sie müssten erst darüber beten. Sie taten es jetzt auch zusammen mit dem jungen Mann.

Meine Schwester hatte ihn herzlich lieb gewonnen. Sie äußerte, bereit zu sein, alle Schikanen mit ihm tragen zu wollen. Sie waren beide noch jung. Er würde sicher bald zum Militär eingezogen werden. Er war gut genug dazu, seine Haut für ein solches Regime zu Markte zu tragen. Wenn sie heirateten, würden sie allerdings zur Eheschließung keinen Kredit bekommen, so wie alle anderen. Falls der Krieg gewonnen würde, gab es für ihn sicherlich nur die geringste und dreckigste Arbeit. Meine Schwester würde sicher beargwöhnt und möglicherweise verachtet werden, weil sie sich ihrer Würde als Arierin nicht bewusst war. Dazu kam eine Verfügung seitens der Regierung, dass in den Gemeinden keine Juden mehr geduldet werden dürften. Das waren keine rosigen Aussichten. Sollten die Eltern ihm da grünes Licht geben?

Der Kampf, dieses Problem unter die Füße zu bekommen, währte 14 Tage. Ein Bibelwort aus dem Galaterbrief gab den Ausschlag, den beiden grünes Licht zu geben. Bei der gemeinsamen Andacht las der Vater das Wort aus Kapitel 3,28 vor: „Da ist

---

nicht Jude noch Grieche ...; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ Da wurde den Eltern klar, dass die Ehe von der Schrift her möglich war. Als das Gespräch mit meinem zukünftigen Schwager stattfand, legten sie ihm und seiner Braut ans Herz, dieses Einssein im Herrn Jesus zu verwirklichen. Wichtiger als ihr Segen sei der Segen ihres Herrn. Sie versprachen den Eltern, diesen Segen zu suchen. Wie weit das immer gelungen ist, steht auf einem anderen Blatt. Wir wollen uns fragen, inwieweit das jedem von uns gelingt.

## **Mutters Lieder**

Wie gut haben es heutzutage die Hausfrauen. Da erledigt die Waschmaschine, was man früher mühsam mit dem Kochkessel und dem Waschbrett tun musste. Wenn die große Wäsche an der Reihe war, hatte unsere Mutter den ganzen Tag damit zu tun, die Wäsche zu kochen, zu stampfen und auf dem Waschbrett die Flecken zu entfernen. Die Wringmaschine zum Auswinden der nassen Wäscheteile war bereits eine große Hilfe. Dann ging es ans Spülen, wobei die großen Stücke im Garten auf die Bleiche gelegt wurden. Am zweiten Tag konnte endlich alles im Garten zum Trocknen auf die Leine gehängt werden. Sogar am dritten Tag hatte die Mutter noch Arbeit genug, die Wäsche für unsere sechsköpfige Familie zu bügeln und schrankfertig zu machen. Wie hätte da eine derartig beschäftigte Mutter und Hausfrau noch nach einem Arbeitsverhältnis außerhalb des Hauses Ausschau halten können? Meine Mutter tat ihre Arbeit mit Freuden und sang dabei sogar noch Lieder.

Eines Tages war die Gardinenwäsche an der Reihe. Die gewaschenen Gardinen lagen nun auf dem Tisch zum Aufhängen. An drei Fenstern waren sie bereits wieder angebracht. Nun stand nur noch ein Fenster im Wohnzimmer an. Mutter stellte den Fußschemel unter das Fenster. Sie gebrauchte ihn immer, weil sie sich sonst zu sehr recken musste. Ein Schal hing schon. Sie woll-

---

te den zweiten erreichen, der auf dem Tisch lag. Da bekam der Fußschemel Übergewicht und kippte um. Der Sturz war nicht zu verhindern. Mutter flog über den hinter ihr stehenden Wäschekorb und schrie laut auf. Als sie sich erheben wollte, konnte sie es nicht. Ihre große Tochter, die den Schrei gehört hatte, kam herbeigeeilt, doch gelang es ihr nicht, die Mutter aufzurichten. Ihre linke Hüfte schmerzte furchtbar. Der Arzt kam und rief sogleich den Krankenwagen an. Er befürchtete einen Oberschenkelhalsbruch. Und so war es dann auch.

Der Knochen wurde gerichtet. Es würde viel Zeit nötig sein bis zur völligen Heilung. Sie sollte ganz ruhig in ihrem Bett liegen, und zwar in einem großen Saal, zusammen mit weiteren zwölf Frauen. Da gab es bittere Tränen. Wenn wir sie besuchten und ein Gespräch mit dem Arzt erbat, sagte man uns immer nur, dass der Heilungsprozess sehr langsam vorstatten ginge; viel Geduld sei nötig. Endlich, nach dreizehn leidvollen Wochen, entschieden die Ärzte, das Bein zu nageln, eine Methode, die erst kürzlich aufgefunden war. Ein großer Silbernagel sollte dem Knochen nun Halt geben. So wurde Mutter schließlich operiert. Und wieder musste sie ganz ruhig liegen und sich in Geduld üben.

Mutter war gewöhnt, zu Hause mit meinem Vater am Abend Andacht zu halten und ein Lied aus dem Reichsliederbuch zu singen. Nun lag ihre Bibel auf dem Nachttisch und auch ihr Liederbuch. Es war aber in dem großen Saal fast unmöglich, innere Ruhe beim Lesen zu finden. Es gab ein beständiges Geschnatter unter den dreizehn Frauen. Manchmal gab es sogar irgendwelchen Streit. Da war erst recht nicht ans Singen zu denken. Trotzdem nahm sie ihr Liederbuch zur Hand und summt die bekannten Heilslieder leise vor sich hin. Das beobachtete ihre Bettnachbarin und kam darüber mit ihr ins Gespräch.

Mutter erzählte ihr, dass sie zu Hause, gleichsam als Betthupferl, mit ihrem Mann immer ein Lied singen würde, und das würde

---

ihr jetzt sehr fehlen. Das habe sie veranlasst, die Lieder hier zu summen. Daraufhin rief die Nachbarsfrau den anderen zu, sie sollten einmal ruhig sein, da Frau Hammer ihnen ein Abendlied singen wolle. Da wurde es wirklich ganz still. Ganz zaghaft kam zuerst das Lied über ihre Lippen: „Müde bin ich, geh zur Ruh“. Als sie endete, wünschten sich einige Frauen noch ein Lied. Ab dem Tag sang sie jeden Abend ihre Lieder. Einige meinten, dass sie jetzt viel besser schlafen könnten. Auf diese Weise wurden all die schönen Heils- und Glaubenslieder den zumeist ungläubigen Frauen zu Gehör gebracht.

Doch nicht alle hatten ihre Freude daran. Zwei SED-Genossinnen waren unter den Kranken, und die begannen zu protestieren. Doch sie wurden von den anderen Frauen überstimmt. Daraufhin beschwerten sie sich beim Oberarzt der Station. Sie fühlten sich durch die Lieder belästigt. Um keinen weiteren Ärger zu erregen, wollte Mutter lieber schweigen. Das war jedoch den übrigen der Mitpatientinnen nicht recht. Als der Chefarzt zur Visite kam, hatte er die Klage der beiden Genossinnen in den Händen. Er fragte sie, ob es antisozialistische Lieder seien, die da abends gesungen würden. Das war natürlich nicht der Fall. Sie meinten aber, dass die Lieder ihre atheistische Weltanschauung infrage stellen würden. Daraufhin fragte der Chefarzt in den Saal hinein, was die anderen Frauen zum Singen der Lieder meinten. Sie antworteten, dass die Lieder sie ungemein beruhigen würden und sie dadurch nachts viel besser schlafen könnten. Doch die Patientin, um die es hauptsächlich ging, weinte auf ihrem Bett. Da trat der Chefarzt an ihr Bett und sagte ihr, dass sie nicht zu weinen brauche, sondern ruhig weiter singen könne. Die beiden Patientinnen, die dadurch beunruhigt würden, sollten in ein anderes Zimmer verlegt werden. Es hätte nicht viel gefehlt, und alle anderen hätten Beifall geklatscht. Kurze Zeit später kamen die Schwestern und schoben die zwei Genossinnen mit ihren Betten aus dem Saal hinaus. Die beiden blickten finster drein und verabschiedeten sich nicht einmal. Mutters Lieder waren an jedem Abend wie eine ernste Predigt. Ob dadurch einmal Frucht im Himmel gefunden wird?

---

## Bewahrt

Nicht, dass ich ein besonderer Tugendheld gewesen wäre. Wie oft habe ich mich vor meinem Herrn wegen unreiner Gedanken und Phantasien beugen müssen. Wenn Er mich vor schlimmen Verfehlungen bewahrt hat, so war es nur seine Gnade. Immer wieder erinnere ich mich mit tiefem Dank im Herzen an eine Begebenheit während des Krieges, wo mich mein Herr, wie damals Joseph in Ägypten, vor einem schweren Fall bewahrte.

Ich war in Russland an der Front, als ein Oberschenkeldurchschuss mich für einige Zeit ins Lazarett brachte. Als ich entlassen wurde, befanden die Ärzte mich noch nicht wieder für tauglich zum Einsatz an der Front in Russland. Für eine Zeit kam ich zu einer Ausbildungskompanie nach Südfrankreich, was für mich eine echte Erholung war. Da war ich einer der Ältesten der Soldaten und wohl auch der einzige bekennende Christ. Die Soldaten, mit denen ich für diese Zeit das Leben teilen musste, waren fast alle katholischen Glaubens. Mir wurde da bewusst, dass zwischen Christsein und Religiössein eine unüberbrückbare Kluft besteht.

Während eines Kontrollgangs verschwanden spurlos ein Unteroffizier und zwei Soldaten. Nach längerem Suchen wurden sie im Misthaufen eines Bauerngehöftes in einem Nachbardorf tot aufgefunden. Die Partisanen, die uns immer wieder Schaden zufügten, aufzuspüren und zu fangen, war für uns unmöglich. Der Verlust dieser Männer war ein schwerer Schock für uns. Wie sollten wir nur die Frau des Unteroffiziers verständigen? Seine Utensilien mussten ja an sie überbracht werden. Da beschloss der Offiziersstab, dass diese Frau persönlich benachrichtigt werden sollte. Warum man darauf kam, dass ich diesen schweren Auftrag ausführen sollte, weiß ich nicht. Spielte es wohl eine Rolle, dass ich Christ war, obwohl das eigentlich immer ein Anlass zum Spott gewesen war? Ich sollte der Frau ein kleines Kästchen mit den Briefen, die er erhalten hatte, sein Soldbuch, seine Uhr und den Ehering zusammen mit einem kleinen Geldbetrag übergeben, der gesammelt

---

worden war, und natürlich all die herzlichen Beileidsbekundungen seiner Kameraden aussprechen. Zwei jüngere Kameraden sollten mich begleiten. Sie hatten sich besonders ausgezeichnet und sollten die Reise zur Anerkennung geschenkt bekommen.

Nicht gerade begeistert, trat ich mit ihnen die Reise an. Wenn ich vorher nicht gebetet hätte ... Die Zugverbindung bis nach München hatte man für uns ausgesucht. Die Reiseroute sollte über Paris führen. Dort müssten wir umsteigen. Der Anschlusszug würde reichliche zwei Stunden später abfahren. Wir hätten also in Paris zwei Stunden Aufenthalt. Wie sollten wir die Zeit ausfüllen? Im Zugabteil war es sehr warm. Die gefüllte Feldflasche war bald leer. Sicherlich gab es in Paris Gelegenheit, den Durst zu stillen. Ein ganzes Stück der Fahrt habe ich geschlafen, denn ich hatte Nachholbedarf. Nun die Beine ausschütteln, aussteigen und auf die Suche gehen nach einem Kaffee oder einer Gaststätte.

Ja, wenn wir nur etwas Französisch gekonnt hätten. Überall bunte Werbung und Einladungen zur Einkehr. Etwas versteckt, in einer Seitengasse, nicht weit vom Bahnhof entfernt, befand sich ein gemütlich aussehendes Kaffee-Weinhaus. Da würde es sicher etwas geben, den Brand in der Kehle zu löschen. Als wir eintraten, war die gemütlich eingerichtete Gaststätte leer. Ein für meine Begriffe widerlicher Parfümduft schlug uns entgegen. War das wohl in französischen Gaststätten so üblich? Auf dem Tisch, an dem wir Platz genommen hatten, lag wohl eine Speise- oder Getränkearte, doch wir konnten sie nicht lesen.

Plötzlich öffnete sich die Tür neben der Theke. Drei mehr als leichtbekleidete weibliche Wesen wirbelten herein. Ehe wir uns versahen, saß je eine auf meinem Schoß und dem der zwei Kameraden. Ich war so perplex, dass ich einen Augenblick brauchte, um zu reagieren. Mir wurde klar, dass wir in ein sogenanntes Freudenhaus, in ein Bordell, geraten waren. „Herr, hilf mir!“, war meine Reaktion und mein Hilfeschrei in dieser Situation. Ich schubste die Dirne beiseite, so dass sie beinahe gefallen wäre; sie

---

schimpfte wie ein Rohrspatz. Beinahe hätte ich das Kästchen des gefallenen Unteroffiziers auf dem Tisch stehen lassen. Und schon war die Tür des Lokals hinter mir geschlossen. Ich dachte, meine Kameraden würden das Gleiche tun und hinter mir herkommen, doch da hatte ich mich getäuscht. Sie konnten den Verlockungen nicht widerstehen. Fast hätten sie unseren Anschlusszug verpasst. In großer Sorge wartete ich auf sie. Als sie auf der Weiterfahrt von ihren tollen Erlebnissen erzählen wollten, bat ich sie, mir das zu ersparen. Wir sind später auf diese Sache nicht mehr zu sprechen gekommen. Ich habe mich nur gefragt, was sie wohl ihrem Priester beichten würden und welche Bußübungen sie für diese Sünde auferlegt bekommen würden. Doch ihr Gewissen würde dadurch nicht entlastet werden.

Wie dankbar war ich Stunden danach, als ich an der Tür der ahnungslosen Witwe klingelte, um ihr die Trauerbotschaft zu überbringen. Wäre ich in diese Sünde gefallen, mir wäre wohl der Mund verklebt geblieben, als es galt, Worte des Trostes zu sagen. Es war trotzdem nur ein mitfühlendes Stammeln, und ich konnte mit ihr weinen. Das tröstete besser, als es gesalbte und gedrechselte Worte je hätten tun können.

Das Erlebnis ist mir eine Lehre geblieben, vor solchen plötzlichen Anläufen des Teufels auf der Hut zu sein. Da können bereits unsaubere Bilder, wenn sie plötzlich vor die Augen kommen, das aufwecken, was eigentlich im Tod gehalten werden muss. Sogar das Alter schützt nicht vor Torheit. Das Einzige, was uns bewahrt, ist, dass wir uns in der nächsten Nähe des Herrn aufhalten, damit Er uns beschützen kann und wir nicht in Sünde fallen.

### **Eine tote Gans**

Bei den heutzutage so reichgedeckten Tischen denke ich oft an die Zeiten größten Mangels zurück. Damit man für all die Gaben dankbar bleibt, ist es gut, Worte zu beherzigen, die Mose dem

---

Volk in 5. Mose 8 sagte, als es noch in der Wüste war: „Und hast du gegessen und bist satt geworden, so sollst du den HERRN, deinen Gott ... preisen ... Hüte dich, dass du den HERRN, deinen Gott, nicht vergisst, ... damit sich dein Herz nicht erhebt, wenn du isst und satt wirst ... und du den HERRN, deinen Gott, vergisst“ (V. 10–12.14). Wie leicht kommen wir in die Gefahr, dass wir all das Gute für selbstverständlich halten, während andere Menschen Hunger leiden.

Als Kriegsgefangene hatten wir – sogar in einem westlichen Land – größte Entbehrungen zu erliden. Dabei mussten wir schwere körperliche Arbeit verrichten. Beim Bau einer Talsperre in Südfrankreich waren wir regelrechte Arbeitsklaven. Die Brotrationen waren mehr als knapp bemessen. Nur abends gab es eine warme Mahlzeit, wenn wir von der Baustelle zurückkamen. Diese Mahlzeit bestand mehr aus Wasser als aus Kartoffeln und Kraut oder anderen Beigaben. Fleisch sahen wir nur dann, wenn einmal eine Katze oder ein Hund in die Nähe des Lagers kam und gefangen wurde. Der so hergestellte Gulasch schmeckte uns ebenso gut wie heutzutage das beste Schnitzel. Weil die Rationen im Kochgeschirr so klein waren, wurde meist das Brot, das für den nächsten Morgen und den Mittag gedacht war, aufgegessen. Frühmorgens, wenn wir zur Arbeit gingen, hatten wir dann meist nur etwas Kaffee im Magen. Umso größer war die Freude, als der Frühling kam und die ersten Brennnesseln und andere Pflanzen zu sprießen begannen. Wir füllten nach Möglichkeit einen großen Kochtopf damit. Auf der Baustelle gab es meistens ein kleines Feuer. Einen Dreibock hatten wir uns selbst gebastelt, an dem wir unseren Kochtopf über dem Feuer aufhängen konnten. So kochten wir uns an manchen Tagen einen magenfüllenden Spinat. Einer von uns war beständig auf der Suche nach entsprechendem Frühlingsgemüse; er fungierte dann auch als Koch. Es waren zwar keine Appetithappen, die wir da mittags zu uns nahmen – alles war ohne Salz und ohne eine Spur von Fett –, doch das Gefühl des Hungers wurde damit gestillt.

---

An einem kühlen Tag – es hatte sogar einmal Raureif gegeben, was in dieser Gegend sogar im Winter selten geschah – kam eine Bauersfrau an unserer Kochstelle vorbei. Sie schaute kopfschüttelnd in unseren Topf und fragte, was wir mit dem Grünzeug machten. Unsere wenigen französischen Brocken, die wir inzwischen gelernt hatten, reichten aus, um uns ihr einigermaßen verständlich machen zu können. Sie hatte offensichtlich kein Verständnis dafür, dass man so etwas essen konnte. Sie bedeutete uns, dass wir warten sollten, sie würde sogleich wiederkommen. Wir sahen uns kopfschüttelnd an. Wollte sie uns wohl etwas Brot bringen?

Ihr kleines Bauerngehöft lag nicht weit ab. Sie verschwand, und nach einigen Minuten kam sie wieder. Sie schaute sich um, ob auch niemand sie beobachtete. Unter ihrer großen Schürze hatte sie etwas versteckt. Was war denn das? Wir trauten unseren Augen nicht. Eine Gans! Sie legte ihren Zeigefinger an den Mund, was bedeutete, dass wir darüber schweigen sollten. Den Menschen der Umgebung war es nämlich untersagt, mit den Gefangenen Kontakt aufzunehmen. Ehe wir uns recht bei ihr bedanken konnten, war sie wieder verschwunden.

Diese Gans zeigte keine Spur davon, dass sie geschlachtet worden war. Anscheinend war sie in der vergangenen Nacht gestorben. Doch das war uns erst einmal unwichtig. Viele Hände packten mit an. Wir zogen ihr das Federkleid aus. Dann nahmen wir sie aus. Nur gut, dass einer von uns noch ein Messer hatte, das war nämlich ein verbotenes Werkzeug. Und schon steckte die Gans an einem Behelfsspieß und briet am Feuer. Das herabtriefende Fett fingen wir natürlich auf. Es dauerte lange, bis das Fleisch gar wurde. Wir zerkleinerten es zu Frikassee. Der große Topf fasste kaum den Inhalt. Jeder bekam sein Kochgeschirr bis an den Rand gefüllt. Wenn das Fleisch mit seinem Blut auch rot und unappetitlich aussah, so mundete es uns doch fürstlich. Endlich konnten wir uns nach langer Zeit wieder einmal satt essen. Heute würden mich keine zehn Pferde zu solch einer Mahlzeit bringen. Diese Begebenheit hat mich jedoch zum Nachdenken angeregt.

---

Heutzutage hungern so viele Menschen um uns her nach dem Evangelium. Diese Bauersfrau bemerkte unseren Hunger. Sie suchte ihm abzuhelpfen. Doch besser wäre für unseren Hunger eine *lebendige* Gans gewesen. Wie aber handeln wir? Was haben wir für die armen Menschen, die derart hungrig sind? Ein totes Evangelium? Ist das, was wir bringen und anbieten, toter Glaube, wie eine ausgenommene Gans, ein liberales Christentum? Oder bringen wir den Menschen ein lebendiges Wort, hinter dem wir auch mit unserem ganzen Leben stehen und das vom Heiligen Geist durchdrungen ist? Nachdem wir damals die tote Gans gegessen hatten, bekamen wir fast alle einen Durchfall. Christliche Rituale ohne geistliches Leben führen zum Tod! Lebendiger und gelebter Glaube jedoch sättigt, weil dadurch das Brot des Lebens weitergegeben wird.

## Ohne Haare

In 3. Mose 13 und 14 gab Gott genaue Anweisungen, was zu tun war, wenn ein Mensch von einem Aussätzigen befallen war. Heutzutage gibt es diese Krankheit in unseren Breitengraden so gut wie nicht. Sollten wir deshalb die 116 Verse dieser Kapitel beim Bibellesen einfach übergehen? Nein, denn in 1. Korinther 10,6.11 heißt es, dass diese Dinge – dazu gehören auch diese Anweisungen – als Vorbilder für uns und zu unserer Ermahnung geschrieben worden sind, auf die das Ende der Zeitalter gekommen ist. In dieser Zeit leben wir – wie uns sicher allen bewusst ist –, daher sollten wir die Anweisungen und Hilfestellungen auch beachten.

Aussatz ist in der Heiligen Schrift immer ein Bild von der Sünde. So wie diese Krankheit zum Tod führte, so ist auch der Tod der Lohn der Sünde. Alle menschlichen Mittel versagten damals, dieses Übel zu bannen. Wenn jemand geheilt wurde, war das nur ein Akt der Gnade Gottes. Die Begebenheit mit Mirjams Aussatz in 4. Mose 12 macht das deutlich. Mirjam hatte gegen ihren Bruder Mose geredet und auch Aaron mitgerissen. Sie wurde dafür

---

mit Aussatz geschlagen. Sieben Tage musste sie, am ganzen Körper aussätzig wie Schnee, außerhalb des Lagers zubringen. Doch dann wurde sie durch die Gnade Gottes geheilt. Gott hatte Anweisung gegeben, wenn der Aussatz den ganzen Körper befiel, von der Fußsohle bis zum Scheitel, sollte der Priester den, der davon befallen war, für rein erklären.

Für uns bedeutet das, dass wir erst dann der Heilung und Reinigung würdig sind, wenn wir erkannt haben, dass überhaupt nichts Gutes an uns ist, das Gott gefallen könnte. Dann kann unser Hoherpriester, Jesus Christus, uns reinigen. So konnte auch damals der Hohepriester jemand reinsprechen. Doch dann musste ein bestimmtes Ritual der Reinigung eingehalten werden. Zwei reine Vögel waren dazu erforderlich. Einer von ihnen wurde geschlachtet, und sein Blut wurde auf den Geheilten gesprengt. Danach musste das Blut auf das rechte Ohrläppchen, den Daumen der rechten Hand und die große Zehe des rechten Fußes gestrichen werden. Zusätzlich wurde heiliges Öl auf diese Stellen aufgetragen. Dann ließ man den zweiten Vogel fliegen, der in das Blut des geschlachteten Vogels getaucht worden war. Das verdeutlicht, dass die Krankheit oder Sünde nun weit entfernt war. Danach wurden die Kleider gewaschen, und die Person musste sich baden. Dann war sie rein.

Nun finden wir in 3. Mose 14,9 noch einen Hinweis, über den wir stolpern könnten. Der Geheilte und nun auch Gereinigte durfte noch nicht in sein Zelt oder sein Haus gehen. Er musste noch 7 Tage außerhalb des Lagers zubringen. Ist das nicht herzlos? Jetzt, wo das große Freudenfest gefeiert werden könnte! Und nicht nur das, er musste sich nun nicht nur den Kopf kahl scheeren lassen, sondern das Haar überall am Körper, am Bart, an den Augenbrauen usw. abschneiden lassen. Warum wohl das? War er damit nicht aller Würde beraubt? Sicher sollte damit für alle Angehörigen, Nachbarn und Bekannten jeder Verdacht genommen werden, es würde doch noch etwas von diesem Übel verborgen sein. Danach sollte der Aussätzigige wieder in die Gemeinschaft des Volkes aufgenommen werden.

---

In 5. Mose 24,8 ermahnt Gott durch Mose nochmals besonders die Priester: „Habe Acht beim Übel des Aussatzes, dass du sehr behutsam bist“. Es ist beherzigenswert, über solche Anweisungen einmal nachzudenken.

Mich hat das Lesen dieser Anweisungen wieder an etwas erinnert, das mich ein bisschen nachempfinden lässt, was solche Personen nach der Heilung wohl empfunden haben. Die Freude mag unermesslich groß gewesen sein, aus der Isolation außerhalb des Lagers befreit zu sein. Endlich waren sie wieder im Lager. Doch noch war es ihnen nicht möglich, in das geliebte Heim, nach dem sie sich gesehnt hatten, zurückzukehren. Mussten sie sich nicht vielmehr mit ihrem kahlgeschorenen Haar schämen?

Nach meiner zweiten Verwundung durch einen Granatsplitter am Knie wurde ich mit einem Lazarettzug nach Deutschland und in die Heimat gebracht. Dieser Lazarettzug war jedoch ein Behelfszug, bestehend aus Güterwagen. Diese Wagen waren mit ausgedienten Kleidungsstücken ausgelegt, die nur so von Läusen wimmelten. Schon in der ersten Nacht begann der schlimme Juckreiz, den die Biester verursachten. Natürlich gerieten sie auch unter den Verband am Knie. Die Ärzte hatten mir einen Streckverband angelegt. An jeder Station, wo unser Zug hielt, wurde gefragt, wer es nicht mehr aushalten könne. Wer das bejahte, wurde eingeladen, und für den blieb die Heimat erst einmal fern. Da hieß es, die Zähne zusammenzubeißen und auszuharren.

Kurz vor der Grenze Deutschlands wurden wir alle ausgeladen. Dort befand sich ein großes Lager: die Entlausungsstelle. Hier sollten wir von unseren Qualen befreit werden. Alles ging wie am Fließband. Zuerst mussten wir uns entkleiden. Sanitäter entfernten die Verbände. Die Wunde war an den Rändern von den Läusen angefressen. Es ging in den nächsten Saal. Dort war der Frisörsalon. Einer der Sanitäter machte die grobe Arbeit mit einem elektrischen Haarschneidegerät. Alles, was Haar hieß,

---

wurde in kürzester Zeit abgeschnitten. Dann rasierte der nächste alles mit einem Rasiermesser. Der Kopf war glatt wie ein Spiegel. Alle Haare mussten weichen: die Augenbrauen, die Haare unter den Armen usw. Erst danach kamen wir unter die Dusche. Das Wasser roch stark nach Desinfektionsmitteln. Als wir einander betrachteten, mussten wir erst einmal lachen. Doch sollten wir so in die Heimat fahren und unseren Angehörigen begegnen? Da kam große Scham in unseren Herzen auf. Andererseits waren wir dankbar, dass wir dieses Ungeziefer nicht mit nach Hause zu nehmen brauchten.

Gottes Anweisungen und sein Handeln sind immer gut für uns. Würden wir nur mehr darauf achten, so könnte sich das Ungeziefer der Sünde nicht so verbreiten und solche Not auflösen.

### **Die schwarze Kuh**

Er war ein sehr einfacher – um nicht zu sagen einfältiger – Bruder in der Versammlung. Manche machten sich im Geheimen lustig über ihn. Wären sie alle nur so treu im Besuch der Zusammenkünfte gewesen wie er. Bei Wind und Wetter, bei Schnee und Eis kam er mit dem Fahrrad, um dabei zu sein, wenn der Leiden unseres Herrn gedacht und sein Tod verkündigt wurde. Wenn junge Geschwister wegen des Wetters nicht kamen – er war da. Wurde einmal die Pause zu lang, so schlug er ein Lied vor. Das passte durchaus zu dem, was vorher gesagt oder gelesen worden war. Er saß auch überhaupt nicht seine Stunden ab und führte auch kein Leben nach dem Motto: „Ein jeder tut, was recht ist in seinen Augen!“ Nein, sein Leben stimmte mit dem überein, was er in den Zusammenkünften hörte und was er selbst in der Bibel las. Mit Nachbarn und Bekannten kam er in den Gesprächen gar bald auf den besten Gesprächsstoff, nämlich auf das Wort Gottes und seinen geliebten Herrn und Heiland. Leider gab es da auch solche, die ihn hänselten und aufzogen.

---

Er konnte gut mit der Sense umgehen. Wenn im Frühling und Sommer das Grün in den Gärten spross, wurde er oft gebeten, sein Mähgerät in Tätigkeit zu setzen. Und diesen Gefallen tat er jedem gern, ohne eine Bezahlung zu erwarten. Er wollte mit seiner Arbeit ein Zeugnis für seinen Herrn sein. Er meinte durchaus nicht, sich damit den Himmel verdienen zu können. Nein, er wusste, dass sein Herr und Heiland ihm den Himmel am Kreuz von Golgatha verdient hatte. Dort hatte der Herr die Strafe zu seinem Frieden getragen, sein Schuldschein hing an diesem Kreuz. Aus Dank für die Liebe seines Herrn war er bereit, so viele gute Werke wie möglich zu tun.

Wieder war er bei seiner Arbeit. Ein Akademiker, ein hochgebildeter Mann, kam an der Wiese vorbei und schaute ihm zu. Unser Bruder machte eine Pause, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Da sprach der Fremde ihn an: „Eine ganz schöne Mühe ist das, was Sie hier tun. Wäre es nicht besser, eine Mähmaschine zu gebrauchen?“ „Ja“, antwortete er, „eine Mähmaschine ist gut für faule Leute. Da wird das Gras für die Fütterung unbrauchbar. Sehen Sie, wie Gott alles so schön hat wachsen lassen. Die Blüten und Halme locken, dass man selbst wünschte, eine Kuh oder ein Schaf zu sein. Und wenn Gott es in solcher Fülle wachsen lässt, sollten wir dafür danken und es recht nützen. Heu für die Winterfütterung soll daraus werden. Gott schenkt die Sonne dazu, es zu trocknen. Die modernen Maschinen produzieren nur für den Komposthaufen. Dafür hat es unser Vater im Himmel jedoch nicht wachsen lassen!“

Bei diesen Worten zog der andere die Stirn in Falten. „Sie reden von Gott, als hätten Sie ihn schon einmal gesehen. Das sind alles religiöse Phantastereien, die aufgekommen sind, ehe wir Menschen die große Aufklärung erfahren haben. Wer von den gebildeten Leuten glaubt denn heute noch solche Märchen? Haben Sie denn Beweise, dass es einen Gott gibt?“ Unser Bruder bückte sich, rupfte eine bunte Kleeblume ab und hielt sie dem Fragesteller hin! „Meinen Sie, dass solch ein Kunstwerk dem Zufall entsprungen sei?“ Der andere entgegnete: „Was heißt hier Zu-

---

fall? Das hat sich alles durch Evolution entwickelt.“ „Aus nichts wird nichts“, konterte der einfältige Bruder. „Die Bibel lehrt uns, dass alles durch das Wort Gottes entstanden ist. Er sprach und es stand da.“ Da lächelte der gelehrte Mann: „Die Bibel ... ein Buch voller Widersprüche. Der erste Mensch war kaum geboren, da nahm er sich bereits eine Frau. Wo soll die denn nun hergekommen sein?“ „Das beweist mir, dass Sie den entsprechenden Bericht noch gar nicht gründlich gelesen haben. Sie plappern jetzt nach, was andere gesagt haben.“ Lächelnd beendet der Fremde das Gespräch: „Ich will Ihnen Ihren Glauben nicht nehmen. Jeder muss eben nach seiner Fassung selig werden!“ Da schaut ihn der Bruder voller Teilnahme an: „Das ist es ja eben, es geht ums Seligwerden und ums ewige Verlorensein. Ich bitte Sie, fangen Sie an, die Bibel zu lesen.“ Der Fremde erwidert: „Ich glaube aber nur, was ich sehe!“

Ein Stück davon entfernt grasten einige Kühe auf der Weide. Unser Bruder zeigte auf eine nahezu schwarze Kuh: „Da möchte ich Sie doch fragen, ob Sie glauben, dass diese Kuh weiße Milch gibt!“ – „Na, die sehe ich doch!“ – „Dann erklären Sie mir doch, wie es kommt, dass diese schwarze Kuh, wenn sie grünes Gras frisst, weiße Milch geben kann!“ Da kratzt sich der weise Mann am Kopf: „Ja, das ist ein biologischer Vorgang!“ „Können Sie den sehen?“ „Nein! Aber die Milch schmeckt mir!“ – „Und mir schmeckt das Wort Gottes, um den darin zu erkennen, der mir ewiges Leben gegeben hat.“

Ohne ein weiteres Wort ging der gelehrte Mann nachdenklich seines Weges. Ob er durch die Unterweisung eines so einfältigen Mannes noch weiser geworden ist? Weise zum ewigen Leben?

## **Alte Lieder**

Beerdigung! Wenn ein altes Großmütterchen abgerufen wird, erwartet niemand, dass die Anteilnahme besonders groß ist.

---

Erstens sind die meisten Gleichaltrigen schon am Ziel, und bei den jungen Leuten besteht wenig Neigung, Beerdigungsrituale mitzuerleben. Auch die Verwandten sind im Allgemeinen an den Fingern zu zählen. Die Frau, die zu Grabe getragen wurde, war jedoch eine entschieden gläubige Frau. Ihr vorbildliches Leben und ihr geistlicher Rat waren im Dorf anerkannt und gefragt gewesen. Das machte es wohl aus, dass so viele gekommen waren, um den Hinterbliebenen ihre Anteilnahme zu zeigen.

Diese Glaubensschwester hatte Psalm 90 beherzigt: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden!“ Sie hatte im Blick auf ihre Beerdigung, falls der Herr bis dahin noch nicht zur Entrückung gekommen wäre, alles vorbereitet: die Lieder aus dem Buch „Geistliche Lieder“, den Bibeltext, über den gesprochen werden sollte, und wer zum Dienst eingeladen werden sollte, alles hatte sie aufgeschrieben und ihrem Testament beigelegt. Bei alledem hatte sie an die Angehörigen und Nachbarn gedacht, die sich ihres Heils noch nicht gewiss waren. Der Text der Ansprache war Johannes 3,16. Da ist es für einen Verkündiger des Evangeliums nicht schwer, einen Dienst zu tun. Sonst sucht er oft vorher lange einen geeigneten Text und betet um das rechte Wort.

Die Angehörigen hatten Sorge, es könnte mit dem Singen nicht gut klappen, daher hatten sie den jungen Kantor der Kirchgemeinde gefragt, ob er bereit wäre, die Lieder auf dem Harmonium in der Beerdigungshalle zu begleiten. Das tat er gern, weil er noch keine Beerdigung unter Gläubigen außerhalb seiner Kirche miterlebt hatte. Frühzeitig traf er ein, um vorher nach dem Klang des alten Instruments zu sehen und sich die Lieder anschauen zu können. Das kleine Liederbuch war in den meisten Gemeinden schon länger nicht mehr in Gebrauch. Es war durch einen Neudruck mit 300 Liedern abgelöst worden, und neuerdings waren noch einmal fast 300 Lieder hinzugekommen. Der Name der letzten Ausgabe war jetzt „Glaubenslieder“! Die frühere Ausgabe enthielt lediglich 250 Lieder.

---

Der Bruder, der die Ansprache hielt, gab dem Musikus eins der Liederbücher und besprach mit ihm die Lieder, die gesungen werden sollten. Unter anderem das Lied Nr. 10: „Freund der Deinen! Bald dann weinen Gottes Pilger nicht mehr hier!“ Außerdem Lied 192: „Ach nein, das ist kein Sterben, wenn Christen heimwärts geh’n“. Und zum Schluss sollte das Lied gesungen werden: „Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein ich in die goldenen Gassen zieh’ ein“! Die Angehörigen wünschten sich zusätzlich Lied 222: „Jetzt noch verhüllt schau ich das Licht von Jesu Gnadenangesicht“. Warum sollte dem Wunsch nicht entsprochen werden? Der Kantor sah sich zuerst die Noten an und summtete dann leise die Melodien vor sich hin. Er gab seiner Freude über den schönen vierstimmigen Satz Ausdruck. Als er dann die Texte las, schüttelte er den Kopf. Und das nicht aus Unwillen, sondern weil er diese Lieder mit dem aussagekräftigen Inhalt noch nicht kannte. Mit Hingabe spielte er, als das erste Lied angegeben war. Das riss die Sänger einfach mit. Er spielte mit dem Herzen. Da konnte auch mit dem Herzen gesungen werden.

Der Text über die Liebe Gottes, der für uns verlorene Sünder seinen geliebten Sohn gab, wurde in einfacher Weise den Hörenden dargelegt. Das Wort Gottes wurde in dieser Stunde lebendig. Der Bruder zeigte den Weg, der über Buße und Wiedergeburt führt. Dazu passte gut das Lied, dass es für einen Gläubigen kein Sterben ist, wenn er von der Erde scheidet. Und wie herrlich wird es einmal sein, beim Herrn zu sein und Ihn zu sehen, wie Er ist! Schließlich wurde die lebendige Hoffnung besungen, wenn auch wir zu Ihm gehen werden. Dann wird alles offenbar, was hier verhüllt und dunkel war.

Das kräftigste Amen beim Schlussgebet sprach wohl der Kantor. Als er das Liederbuch zurückgab, fragte er, ob uns bewusst sei, welche Schätze dieses Liederbuch berge. Darin seien Wahrheiten enthalten, die heute in der Kirche nicht mehr verkündigt würden. Dann sagte er, dass er allerdings mit dem Wort „Wiedergeburt“ nichts anzufangen wisse. Das bot eine feine Möglichkeit,

---

mit ihm über dieses so wichtige Thema zu sprechen. Er wurde auf Nikodemus hingewiesen, dem unser Herr in dem gerade gehörten Text diese gute Unterweisung darüber gab. Das Leuchten seiner Augen gab Zeugnis davon, dass er verstanden hatte, was nötig war, um von neuem geboren zu werden. Die Seite des Menschen sei Buße und Glauben, dann tue Gott das Seine und schenke einem Menschen das neue Leben und erfülle ihn mit seinem Heiligen Geist.

Der Bruder schenkte dem Kantor zur Erinnerung an das Gespräch das Liederbuch. Er wollte es gern bezahlen. Man merkte ihm an, dass er es für einen kostbaren Schatz hielt. Das stimmte den Bruder nachdenklich. Ihm wurde schmerzlich bewusst, dass viele junge Menschen dieses Liedgut gar nicht mehr wertschätzen, sondern neue Songs mit wenig geistlichem Inhalt vorziehen. Könnten diese Songs in Trauer und in Not Trost und Frieden spenden? Ich bete dafür, dass dieser kostbare Liedschatz uns allen wieder kostbar werden möge.

## **Auserwählung**

Auf einer Glaubenskonferenz war das Thema „Die Auserwählung“. Damit hatte ich mich bis dahin noch wenig beschäftigt. Bei den Ausführungen gingen die Meinungen stark auseinander. Die einen legten Wert darauf zu betonen, dass wir zu unserer Errettung nichts hinzutun können und es allein die Gnade Gottes ist, wenn auch nur einer errettet wird. „Nicht aus Werken, damit niemand sich rühme“, war der Grundtenor. Andere betonten demgegenüber, dass das die Lehre des Calvinismus sei, die alle evangelistischen Aktivitäten lähme. Unser Herr habe die Menschen doch aufgerufen: „Wer da will, der komme und nehme das Wasser des Lebens umsonst!“ Gott würde Menschen nicht vergewaltigen. Der freie Wille des Menschen, dessen Ja zur Liebeswerbung Gottes, sei gefragt. Eine umworbene Braut müsse schließlich auch ihr Jawort zur Hochzeit geben. Es war schon interessant, welche Argumente beide Seiten vorbrachten. Römer 9 spielte bei allem eine große

---

Rolle. Das Beispiel des Pharaos in Ägypten diene beiden Gruppen zur Untermauerung ihrer Ansichten. Gott habe den Pharaos dazu bestimmt und erweckt, ein Gefäß seines Zorns zu sein, also verlorenzugehen. Dagegen gab es Protest von der anderen Seite. Gott wolle doch, dass alle Menschen errettet würden, das hätte auch damals für den Pharaos gegolten. Die Verstockung sei erst eingetreten, nachdem er sein Herz sechsmal verstockt habe.

Als ich von dieser Konferenz heimfuhr, wusste ich nicht, wie ich das alles recht einordnen sollte. Die Auserwählung vor Grundlegung der Welt steht eindeutig im Wort Gottes. Petrus hat geschrieben, dass die Gläubigen nach Vorkenntnis Gottes, des Vaters, auserwählt sind (1Pet 1,1.2). Überall wird sichtbar, dass die Auserwählung ein unbegreiflicher Gnadenakt Gottes ist. Auf der anderen Seite aber schien es mir unfassbar, dass unser Wille und die Bereitschaft, das Angebot Gottes anzunehmen, ausgeschlossen sein soll. In allen evangelistischen Veranstaltungen hatte ich ja den Aufruf zur Entscheidung gehört. Wie viele Appelle gab es da, unseren Willen zu aktivieren. Oft wurde sogar mit psychologischem Druck nachgeholfen, man solle sich endlich bekehren.

Ich las dazu nun einige gelehrte, theologische Bücher. Auch darin fand ich nicht der Weisheit letzten Schluss. Eins aber wurde immer wieder betont, dass die Auserwählung das souveräne Handeln Gottes sei, Sünder zu erretten. In einem Buch wurde die Aussage unseres Herrn angeführt, die mir in dem Zusammenhang sehr wichtig geworden ist: „Ihr habt nicht mich auserwählt, sondern ich habe euch auserwählt“ (Joh 15,16). In der örtlichen Versammlung hörte ich über dieses Thema höchstens andeutungsweise etwas. Jedoch an einem Sonntag stand ein einfacher alter Bruder auf, um das Wort Gottes zu verkündigen. Manche, vor allem jüngere Geschwister, beklagten sich über seinen Dienst, dass er zu langweilig sei, weil er so monoton spreche. Er bat uns, das Matthäusevangelium aufzuschlagen und mit ihm die ersten 14 Verse des 22. Kapitels zu lesen. Dort steht das

---

Gleichnis von dem König, der seinem Sohn Hochzeit machte. Er sagte gleich zu Beginn seiner Ausführungen, nachdem er den Text gelesen hatte, dass es ihm um die Aussage des Herrn am Schluss dieses Abschnitts gehe: „Viele sind Berufene, wenige aber Auserwählte!“

In diesem Gleichnis, so führte er aus, würde die einmal im Himmel stattfindende Hochzeit des Lammes Gottes vorgeschattet. Die Vorbereitung dazu habe schon lange Zeit vorher begonnen. Boten wurden ausgesandt, um zur Hochzeit einzuladen. Das sei der Dienst der Evangelisten. Auch wir seien ausgesandt, die Menschen zu Ihm zu rufen. Zur Zeit des Herrn sei dieser Aufruf nicht nur überhört worden, sondern man begegnete ihm sogar mit Hass. „Sie wollten nicht kommen!“ Israel erkühnte sich sogar, die Propheten zu misshandeln und zu töten. Die Mörder wurden vom König bestraft. Im Jahre 70 nach Christus wurde ihre Stadt, Jerusalem, in Brand gesteckt. Nun wendet sich der König denen zu, die vorher nicht eingeladen waren. Darin könnten wir uns sehen, führte er aus, die wir zu den Heidenvölkern gehörten. An den Hecken und Kreuzwegen sollten sie zum Hochzeitsfest eingeladen werden. Gute und Böse sollten die Möglichkeit dazu bekommen. Kreuzwege waren Handelsstraßen, die die Fremden benutzten. Auch an die Fremden sollte der Ruf ergehen. Wie viele mögen wohl gerufen worden sein? Im Verhältnis dazu kamen nur wenige. Sie müssten allerdings eine Bedingung erfüllen: Sie sollten das dafür vorgesehene Hochzeitskleid anziehen. Da gab es jemand, der im Kleid der Selbstgerechtigkeit unter den anderen saß. Er konnte nicht mitfeiern.

„Na“, dachte ich, „wann kommt endlich der springende Punkt?“ Das sollte ja das Hauptanliegen sein. Nun kam die Erklärung. Er fragte: „Von wem ging die Einladung aus?“ Die Antwort war klar: „Vom König!“ – „Wer sandte die Boten mit der Einladung aus?“ Da gab es die gleiche Antwort. „Wer gab das Wollen ins Herz, um der Einladung zu folgen?“ – „Natürlich der König!“ – „Ob wohl viele kamen, die es ablehnten, das Hochzeitskleid

---

anzuziehen? Hat Gott sie dazu bestimmt, verlorenzugehen?“ Das könne man nicht daraus schließen, sagte er. „Gott möchte ja, dass alle gerettet werden. Es waren viele, die berufen waren. Versagte Gott ihnen nun das Vollbringen, dass sie eingingen?“ Er führte aus, dass Gott nach seiner Vorkenntnis, vor Grundlegung der Welt, die Auswahl getroffen habe. Doch fügte unser Bruder hinzu, dass es einzig und allein ein Gnadenakt Gottes sei. Diejenigen, die vor der Tür des Hochzeitssaales stünden, würden lesen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Wer nun hineingehe und sich nochmals zur Eingangstür umdrehe, würde dann von innen lesen: „Auserwählt vor Grundlegung der Welt.“

Mich haben die Ausführungen damals sehr erfreut. Mir wurde bewusst: Gottes Berufung ist souverän! Dazu kann ich nichts hinzutun! Er ist es, der das Wollen und das Vollbringen schenkt, und auch der Glaube ist sein Geschenk. Er ruft die Menschen, zur schmalen Tür zu kommen. Er bekleidet mit dem neuen Kleid! Er schenkt die Kraft, durch die Tür zu gehen. Und doch muss ich hineingehen. Wie darf ich danken, zu den Auserwählten zu gehören. Er schloss mit den Worten: „Die Botschaft von der Auserwählung ist eine Botschaft für Gläubige, damit sie Gott von Herzen dankbar sind.“

## **Barfuß**

Schülersportfest! Jeder in unserer siebten Klasse sollte bei mindestens einer Sportart aktiv sein. Ich belegte Weitsprung und Langlauf. Der Wettkampf fand in der Kreisstadt zusammen mit Klassen anderer Schulen statt. Welche Schule und welche Klasse würde die meisten Lorbeeren gewinnen? Beim Weitsprung fiel ich leider schon in der Vorrunde aus. Zur Entscheidung durften nur diejenigen antreten, die die Grenze von vier Metern übersprungen hatten. Bei mir fehlten lediglich 5 Zentimeter. Nun konzentrierte ich mich auf den 3000-Meter-Lauf. Zu meinem

---

Entsetzen stellte ich fest, dass die Laufbahn eine Aschenbahn war. Ich hatte keine Turnschuhe. Die waren für unsere Eltern viel zu teuer. Daher musste ich barfuß laufen. Hoffentlich ging das gut.

Der erste Start wurde abgebrochen und musste wiederholt werden. Einer war eine Sekunde zu früh losgestürmt. Beim erneuten Start klappte es. Mehr als 30 Läufer waren auf der Bahn. Mein Lehrer hatte mir den Tipp gegeben, von Anfang an zu versuchen, an der Spitze zu laufen, weil ich sonst abgedrängt würde. In unserer Schule war ich als guter Läufer bekannt. Zuerst liefen gleich drei Schüler außer mir vorn an der Spitze. Nach den ersten 1000 Metern war einer von ihnen schon zurückgefallen. Nach zwei Dritteln der Strecke waren wir nur noch zu zweit. Die zuschauenden Schüler feuerten uns an. Ich legte noch einen Zahn zu und hängte den anderen ab. Der Sieg war in greifbarer Nähe. Da merkte ich, dass das letzte Stück der Bahn mit weitaus größerem Material versehen war. Wie zwickte das in den Füßen. Noch 400 Meter. Ich spürte, wie meine Füße bluteten. Ich lief mit zusammengebissenen Zähnen weiter. Das Laufen wurde langsamer. Die Verfolger kamen näher. Bald wurde ich überholt. Kurz vor dem Ziel musste ich aufgeben. Meine Füße bluteten. Ich setzte mich an den Rand und kämpfte mit den Tränen. Der Sieg war so nahe, und diese scharfe Aschenbahn machte ihn doch unmöglich für mich. Meine Füße schmerzten. Dabei hatte ich noch die Schadenfreude anderer zu ertragen. Nur gut, dass das Sanitätspersonal anwesend war, mich verplasterte und wir danach nach Hause fahren konnten. Ich hätte nicht gewusst, wie ich den weiten Weg hätte gehen sollen.

Ich wurde kürzlich an diese Begebenheit erinnert, als ich von einem Barfüßigen las. Im Buch Ruth finden wir einen Mann mit Namen Boas. Er war der nächste Blutsverwandte der Familie Elimelechs. Elimelech war mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen nach Moab ausgewandert. Er meinte, der Hungersnot in Juda entgehen zu können, und verließ Bethlehem. Dort starb er unter dem Gericht Gottes. Beide Söhne heirateten moabitische

---

Frauen und starben nach 10 Jahren. Jetzt waren nur drei Witwen von der Familie übriggeblieben. Noomi packte die Sehnsucht nach der Heimat. Sie hatte gehört, dass Gott die Bewohner von Bethlehem heimgesucht habe und es wieder reiche Ernten gebe. Da machte sie sich auf, um heimzukehren. Eine der beiden Schwiegertöchter ging mit ihr; sie wollte, dass der Gott der Noomi auch ihr Gott wäre.

Nun stand das Geschlecht Elimelechs in Gefahr, auszusterben. Das war in Israel eine Schande. Nach der Heimkehr wollte Noomi das verschuldete Eigentum zurückkaufen. Das war jedoch für die beiden Frauen unmöglich. Nach dem Gesetz musste ein Löser, und zwar der nächste Blutsverwandte, das Eigentum zurückkaufen. Dafür kamen zwei Männer in Frage. Der Name des einen war Boas. Er wollte sich der beiden Frauen gern in Liebe annehmen, doch da war jemand, der noch näher mit ihnen verwandt war.

Im Tor von Bethlehem begann unter Anwesenheit von 10 Zeugen die Verhandlung. Dem nächsten Verwandten wurde der Verkauf des Eigentums angeboten. Er war bereit, die Felder Elimelechs mit seinen eigenen Feldern zusammenzulegen. Da gab es aber noch eine andere Anweisung des Wortes Gottes, die beachtet werden musste. Der nächste Verwandte musste, wenn eine Familie keine Söhne hatte, mit der Witwe Nachkommen zeugen, damit das ursprüngliche Geschlecht, in diesem Fall die Familie Elimelechs, weitergeführt werden konnte. Er musste also Ruth zur Frau nehmen. Doch er war nicht bereit, diese Pflicht zu erfüllen. Nein, dazu hatte er keine Lust. In diesem Fall hätte ihm eigentlich der Schuh ausgezogen werden und ihm ins Gesicht gespien werden müssen. Außerdem hätte man ihn barfuß stehenlassen müssen. So heißt es nämlich in 5. Mose 25,9.10: „So soll dem Mann getan werden, der das Haus seines Bruders nicht bauen will! Sein Name soll in Israel ‚das Haus des Barfüßigen‘ heißen.“

Dabei denke ich auch noch an das Wort, dass wir mit der Bereitschaft des Evangeliums des Friedens beschuht sein sollen. Diese

---

Schuhe bekommt man nicht in einem Sportgeschäft. Sie sind in der Waffenkammer unseres Gottes erhältlich. Es sind „Bereitschaftsschuhe“, das Evangelium an andere weiterzugeben. Wie wird das einmal sein, wenn wir am Richterstuhl des Christus stehen? Ob wir dann als Barfüßige beschämt werden? Ich war bei diesem Lauf beschämt, weil ich barfuß laufen musste. Das braucht in unserem Land heutzutage keiner mehr. Nein, wir sollen uns nach der Warnung aus Jeremia 2,25 verhalten, wo es heißt: „Bewahre deinen Fuß vor dem Barfußgehen!“

## **Wir bauen**

In der Ära von Walter Ulbricht war die private Bautätigkeit fast zum Erliegen gekommen. Privater Häuserbau in den Dörfern, wenn er einmal genehmigt wurde, war nahezu ein Wunder. In Ostberlin allerdings gab es im Staatlichen Sektor eine rege Bautätigkeit. Viele Bauarbeiter wurden dahin verpflichtet. Dadurch sollte die Überlegenheit unseres sozialistischen Staates über den westdeutschen Kapitalismus demonstriert werden. Gemeindehäuser oder Kirchen zu bauen war natürlich aussichtslos. Da wurde schon eher wie in Leipzig aus fadenscheinigen Gründen eine Kirche abgerissen. Walter Ulbricht hatte sich auf die Fahne geschrieben, dem Christentum den Garaus zu machen. Unter diesen Voraussetzungen hätte eine christliche Gemeinde eigentlich schrumpfen müssen. Unsere Versammlung am Ort aber wuchs; alte und junge Menschen kamen hinzu. Beim wöchentlichen Zusammenkommen zur Jugendstunde fanden sich oft über 80 junge Leute ein. Und das in einem Dorf mit nur rund 1000 Einwohnern. Da wurde es oft eng, wenn wir uns als Versammlung in unserem Saal zusammenfanden.

Bei einem Jugendtreffen 1967 brachten wir die jungen Leute, die gekommen waren, nicht mehr unter. Die Verkündigung musste auf einer Wiese in der Nähe stattfinden. Da kam der Vorschlag auf, am Versammlungshaus anzubauen und den Saal zu vergrößern.

---

ßern. Viele schüttelten den Kopf, weil das unmöglich erschien. Doch schon wurde die erste Geldsammlung durchgeführt. In der Brüderstunde gab es dazu geteilte Meinungen. Der Bruder, dem das angrenzende Grundstück gehörte, war bereit, es für den Anbau zur Verfügung zu stellen. Sollten wir nicht wenigstens den Versuch wagen? Das schien ein kühnes Wagnis zu sein. Wir wussten: Das kann nur erbeten werden.

Ein Bruder in einer Nachbarversammlung war Architekt. Er wurde konsultiert und war bereit, unser Vorhaben zu unterstützen. Er fertigte eine Zeichnung an. Wir formulierten einen Bauantrag, bei dem es jedoch um die Errichtung einer Wohneinheit für einen Bruder ging, der in der sozialistischen Wirtschaft engagiert war. Der Antrag wurde postwendend abgelehnt. Der Saal, der vergrößert werden sollte, war der Stein des Anstoßes. Die Bauzeichnung wurde geändert. Der Architekt zeichnete eine Raunteilung ein. Wir akzeptierten das mit Bauchschmerzen, weil wir das ja gar nicht planten. Er aber meinte, dass das durch eine raumteilende Schiebewand geschehen könnte. Nun ging der Bauantrag wieder an das Baudezernat des Kreisrates. Viele Gebete begleiteten den Antrag. Und das Wunder geschah: Die Genehmigung wurde mit vielen Auflagen erteilt. Wie würde es mit der Materialzuteilung klappen? War der Bau nicht schon von daher aussichtslos? Woher sollten wir Ziegel, woher Holz bekommen? Als in der Nähe ein Fabrikgebäude abgerissen wurde, erteilte der Besitzer uns die Genehmigung, die Abbruchziegel zu holen. Viele Tage schufteten unsere alten Brüder zusammen mit den Jugendlichen, die Ziegel zu säubern. Wunder auf Wunder könnte ich auflisten, die wir zu der Zeit erlebten, um an die Materialien zu kommen. Zuletzt fehlte noch der 10 Meter lange Träger, der in der Mitte des Hauses alles tragen sollte. Alle Mühe schien erfolglos. In einer Gebetsstunde flehten wir hauptsächlich wegen dieses Trägers. Nach dieser Stunde, noch am selben Abend, klingelte das Telefon eines Bruders: Solch ein Träger lag in Karl-Marx-Stadt, wie Chemnitz damals hieß.

Viele Dorfbewohner waren der Meinung, dass wir den Bau nie vollenden würden. Ihre Augen wurden immer größer, wenn

---

sie an der Baustelle vorbeikamen. Oft arbeiteten mehr als 30 Geschwister gleichzeitig in Eigenleistung daran. Was fehlte, wurde aus eigenen Reserven beigesteuert. Nach einem guten halben Jahr konnten wir uns zum ersten Mal im vergrößerten Saal versammeln. Die Bauabnahme war noch nicht erfolgt. Was würde wohl geschehen, wenn das Fehlen der Trennwand vom Alt- zum Neubau entdeckt wurde? Was für horrenden Strafaufgaben würden wir bekommen? An einem Montag war es dann so weit. Ein Ingenieur im fortgeschrittenen Alter kam mit einer Aktentasche, in der er alle Bauunterlagen hatte. Er fing im Keller an und fand nichts Gravierendes, obwohl er alle Winkel ausleuchtete. Jetzt ging es ein Stockwerk höher. Da nahm er die Heizung aufs Korn. Sie war fachgerecht von einem Bruder verlegt worden. Nun interessierte ihn die Elektroinstallation. Er kniete sogar nieder, um zu sehen, wie die Kehrleisten angebracht waren. In einer Ecke fehlte noch ein Stück. Wann würde er die fehlende Raumteilung bemerken? Er übersah sie. Das geschah wohl kaum aus Wohlwollen uns gegenüber. Gott muss ihm einfach die Augen zugehalten haben. Natürlich musste er Dinge finden, die er beanstandete. Das war er seiner Aufgabe schuldig. Es waren aber nur Kleinigkeiten, die wir seinem Wunsch entsprechend erledigen wollten. Bei der Verabschiedung meinte er: „Wenn doch nur alle staatlichen Bauten so mustergültig ausgeführt würden.“

Etwa ein Jahr später kam ein Schreiben an den „Gemeindeleiter“, den Bruder, der der DDR-Regierung so gemeldet worden war. Er wurde aufgefordert, im Bausekretariat zu erscheinen. Er ging hin und nahm einen verantwortlichen Bruder mit. Dort lag die Bauzeichnung auf dem Tisch. Offensichtlich hatte uns ein Spitzel verpetzt, um sein Ansehen aufzubessern. Es hagelte harte Vorwürfe wegen der Vergrößerung des Saales. Die beiden Brüder sprachen ganz offen über alles. Sie konnten die Bescheinigung vorlegen, dass der Bau ordnungsgemäß abgenommen worden war. Dem guten Mann schwoll der Kamm. Er ließ seinen Ärger dadurch los, dass er sagte, wir brauchten mit keinem Bauanliegen mehr zu kommen. Für uns sei die Tür zu.

---

Als der Platz im Versammlungshaus wieder zu eng wurde, fand die Wende statt; nun brauchten wir diesen SED-Beamten nicht mehr. Den nächsten Anbau führte eine Baufirma aus. Dabei geschahen nicht solche Wunder, denn es gab alles im Überfluss. Wie gerne erinnern wir uns an die Zeit guter und inniger Hausgemeinschaft und des Segens, den uns unser Herr erleben ließ.

## **Damals**

13. Februar 1945! Ein denkwürdiger Tag für uns als Eheleute. Nach einer zweiten Verwundung bekam ich kurz vor Kriegschluss noch einen Genesungsurlaub. Während dieser Tage begegnete mir die, für die ich schon so lange gebetet hatte. Drei Tage vor Urlaubsschluss gab sie mir ihr Jawort. Da waren der Krieg und alles um mich herum, was sonst solch große Not machte, erst einmal vergessen. Die 16 km Fußmarsch von mir zu ihr kamen mir wie ein Katzensprung vor. Es blieb jedoch keine Zeit für eine Verlobungsfeier, dazu war unser Verhältnis auch noch zu jung. Wir waren uns aber gewiss, dass der Herr uns füreinander bestimmt hatte.

Meinen Eltern deutete ich nur an, dass ich einen Schatz gefunden hatte. Gern wollte ich ihnen, trotz der Kürze der Zeit, ihre zukünftige Schwiegertochter noch vorstellen. Meine Mutter platzte fast vor Neugierde. Die Großmutter meiner Geliebten lag im Krankenhaus. Sie wollte bei ihr einen Besuch machen, und im Anschluss daran sollte meine künftige Braut es wagen, zu uns nach Hause zu kommen. Mir klopft jetzt noch das Herz schneller, wenn ich mir den Augenblick am Bahnhof in Erinnerung rufe, wo ich sie abholte. Der Weg vom Bahnhof zu meinem Elternhaus dauerte 15 Minuten. Meine Mutter hatte den ganzen Tag über das Haus mit Großreinemachen auf den Kopf gestellt. Die angehende Braut ihres Sohnes sollte den besten Eindruck bekommen. Sie wurde mit warmem Herzen liebevoll auf- und angenommen. Ich jedoch musste schon vol-

---

ler Wehmut meinen Rucksack für den Abschied packen. Am nächsten Morgen sollte ich alles, was Heimat heißt, wieder verlassen. Gemeinsam wollten wir in der Nacht zu ihrem Elternhaus laufen. Sie würde mich dann am Morgen zum Bahnhof bringen.

Meine älteste Schwester hatte am 14.2. ihren Geburtstag. Auch zu ihr wollten wir schnell noch einen Abstecher machen. Sie schnitt gleich die Quarktorte im Voraus an, um uns eine Freude zu machen. Jetzt kam der Abschied näher. Da gab es Tränen im Elternhaus. Würde es je ein Wiedersehen geben? Mein Bruder war dem Wahnsinn des Krieges bereits zum Opfer gefallen. Ebenfalls mein Cousin, der mit mir im Haus aufgewachsen war. Mein Vater nahm seine Bibel. Er las ein Wort aus Jesaja 43 vor, das er mir auf den Weg mitgab: „Fürchte dich nicht ...!“ Dann gingen wir gemeinsam auf die Knie, um uns dem Gott, der diese Verheißungen gegeben hat, anzubefehlen.

Mitten im Gebet begannen die Sirenen zu heulen. Fliegeralarm! Daran war man fast schon gewöhnt. Das bedeutete aber, schnellstens einen Luftschutzkeller aufzusuchen. In der Nähe unseres Elternhauses gab es aber keinen. Mein Vater meinte, wir sollten so lange warten, bis Entwarnung gegeben würde. Wir wollten jedoch keine Zeit verlieren. Wir drückten nochmals die tränen-nassen Gesichter aneinander. Als wir das Haus verließen, hörten wir das Brummen vieler Flugzeuge, und schon begannen Abwehrflakbatterien zu schießen. Im Sturmschritt verließen wir die Stadt. Eifrige Luftschutzhelfer forderten uns immer wieder auf, die Schutzräume aufzusuchen. Nein, wir flohen aus dem Häusermeer hinaus. Als wir die letzten Häuser hinter uns gelassen hatten und an einem steilen Berg angekommen waren, hörten wir, wie Bomben vom Himmel fielen. Ich schubste meine Ruth in den Straßengraben und warf mich neben sie. Die Bomben schlugen in einer Kartonagenfabrik ein, die nur einen Kilometer entfernt war. Offensichtlich hatte ein Flugzeug, das getroffen worden war, die Bomben abgeworfen.

---

Um uns her wurde es taghell. Unzählige Leuchtraketen erhellten den Himmel, als wären im Weltraum Weihnachtsbäume installiert. Dann begann das Inferno. Diese Nacht nennt man noch heute die Schreckensnacht von Dresden. Der Feuerschein der brennenden Stadt und anderer Städte ringsum ließ die Nachtstunden gespenstig erscheinen. Sollte ich überhaupt noch zur Truppe zurückkehren? So konnte der Krieg doch nicht mehr lange weitergehen. Das wäre jedoch Fahnenflucht gewesen, und darauf stand die Todesstrafe. Sie wurde nach wie vor vollzogen.

Mir stehen jetzt noch die Haare zu Berge, wenn ich mich an diese Nacht erinnere. Kurz nach Mitternacht waren wir im Haus meiner Braut. Dort blieben uns noch reichliche 5 Stunden. Wir hätten uns noch so viel zu erzählen gehabt, doch blieb der Mund meist geschlossen. Nun begann die zweite Angriffswelle. Wir hielten noch einmal eine Andacht miteinander und beteten; dann verließen wir leise das Haus, um zum Bahnhof zu gehen. Um 7 Uhr sollte der Zug nach Zwickau kommen. Würde er überhaupt fahren? Und wenn ja, wie viel Verspätung würde er haben? Ich war der Meinung, dass wir uns nicht zu beeilen brauchten. Wir blieben immer wieder stehen, um uns, da es nun heller wurde, in die geliebten Augen zu schauen. Als wir den Bahnhof erreichten, war der Zug weg. Er war tatsächlich fahrplanmäßig abgefahren. Zwei Stunden später sollte der nächste Zug kommen. Ich war durchaus nicht böse über die Verzögerung. Wir warteten bis 11 Uhr, dann mussten wir uns wirklich voneinander losreißen. Würde der Abschied endgültig sein? Würden wir uns erst im Himmel wiedersehen?

Drei Tage brauchte ich, bis ich bei meiner Einheit in Salzburg ankam. Der Urlaubsschein war voller Verzögerungsstempel. Noch einmal sollte ich die Schrecken des Krieges hautnah verspüren. Darauf folgte die Zeit einer notvollen und langen Gefangenschaft. Es dauerte mehr als ein ganzes Jahr, bis die erste Post von zu Hause ankam. Endlich, nach dreieinhalb Jahren Sklavendasein, bekam ich die Freiheit geschenkt. Wenn wir heute an all das zurückdenken, können wir nur staunen und Gott von Herzen

---

dafür danken. Liegt das wirklich alles schon mehr als 50 Jahre zurück? Welcher Berg von Gnade und Güte unseres Gottes hat diese Tage, Wochen und Monate gefüllt! Bald wird der Gipfel der Gnade erreicht sein, wenn wir am Ziel angekommen sind, dort, wo es weit besser ist!

### **Am Luther-Denkmal**

Posaunen und Trompeten sind wirkungsvolle Instrumente, das Lob Gottes weithin hören zu lassen. Gott gab in 3. Mose 23 die Anweisung, dass Israel sogar ein Fest des Gedächtnisses des Posaunenfalls feiern sollte. Heute würden wir es als Posaunenfest deklarieren. Im Festkalender Gottes fand also ein Fest statt, bei dem Posaunen bzw. Trompeten eine besondere Rolle spielten. Prophetisch weist dieses Fest auf die Sammlung Israels hin, wenn Gott sein Volk wieder in das Land bringt. Auch bei der Heimholung der Braut des Lammes lesen wir: „... und posaunen wird es!“ Unser Herr wird mit der Posaune Gottes herniederkommen. Dieser Ton wird sogar in die Gräber dringen, und die Leiber der entschlafenen Heiligen werden aufwachen und auferstehen. In 4. Mose 10 gab Gott die Anweisung, zwei Trompeten herzustellen. Damit sollte die Gemeinde Israels zum einen zusammengerufen werden und andererseits ein Zeichen zum Aufbruch der Lager bekommen. Wie mag es Jahrhunderte später geschallt haben, wenn 120 Priester bei der Tempeleinweihung zur Zeit Salomos mit ihren Trompeten das Lob Gottes erklingen ließen. Davon lesen wir in 2. Chronika 5,12: „... mit ihnen 120 Priester, die mit Trompeten schmetterten“. Können nicht auch heute noch solche Instrumente das Lob Gottes unterstützen?

Bei uns am Ort hatten sich mehr als 20 junge Brüder zusammengefunden, die auf diese Weise die Größe Gottes verkündigen wollten. Sie übten fleißig auf ihren Instrumenten. Bald war ein Chor zusammengestellt, der sich hören lassen konnte. Es war allerdings nicht einfach, die Instrumente in der damaligen DDR

---

öffentlich zu gebrauchen. Das konnte leicht als Erregung öffentlichen Ärgernisses eingestuft werden. Es musste Anstoß erregen, diese jungen Männer zu sehen und zu hören, die das Gegenteil der Lehre des Kommunismus bezeugten. In unserem kleinen Dorf waren die Genossen jedoch recht tolerant. Sie drückten ein Auge zu, wenn am Ostermorgen in aller Frühe die „Botschaft von der Auferstehung“ die Stille durchbrach. Wir mussten schmunzeln, als ein alter Parteiveteran einmal bat, ihm zum 80. Geburtstag ein Ständchen zu bringen. Mit Freuden spielten wir da „Großer Gott, wir loben dich!“ und andere Choräle.

Natürlich nahmen wir unsere Instrumente mit, wenn wir gemeinsame Ausflüge unternahmen. Auf den Basteifelsen in der Sächsischen Schweiz und auf dem Oybin im Zittauer Gebirge schallten die Klänge unserer Blechblasinstrumente weit ins Land hinaus. Die Zuhörer ließen es nicht an Beifallsbekundungen fehlen.

Eines Tages planten wir einen Ausflug zur Lutherstadt Eisleben. Geschwister der Versammlung dort hatten sogar angeboten, uns eine Nacht zu beherbergen. Am Samstag wollten wir gern die Lutherstätten besichtigen und am Sonntag Gemeinschaft mit den Geschwistern der Versammlung haben. Eine gute Führung brachte uns zu allen sehenswerten Orten der durch die Reformation so berühmt gewordenen Stadt. Auf einem großen freien Platz stand das Denkmal des Mannes, der viele Menschen vom Katholizismus zurück zum Wort Gottes und damit zum Glauben geführt hat. Mit Ehrfurcht betrachteten wir das große Monument.

Ob wir es wagen könnten, unsere Trompeten, Posaunen, Waldhörner, Tenorhörner und die Tuba auszupacken? Mitten im Zentrum der Großstadt? Dazu hätten wir eine Genehmigung der Behörde gebraucht. Ob sie uns wohl erteilt worden wäre? Wir überlegten und wagten es, alte Lutherlieder zu spielen. Zaghaft packten wir die Instrumente und die Notenständer aus und stellten uns vor dem Denkmal auf. Schon blieben die ersten Leu-

---

te stehen. Sie wollten sehen, was sich da abspielte. Ein Teil der Geschwister der Versammlung war gekommen und stellte sich uns gegenüber auf. Zuerst spielten wir ganz leise. Dann ermunterte uns unser Dirigent zu größerer Lautstärke. Das hallte und schallte über den Platz und die angrenzenden Häuserreihen. Es herrschte Windstille. Die Töne der bekannten Lieder würden sicher die ganze Stadt erreichen. Was hielten wohl die Oberen der Stadt und der Parteileitung davon?

Plötzlich Blaulicht! Zwei Polizeiautos bogen um die Ecke. Als wir sie sahen, hätten wir am liebsten aufgehört und uns unsichtbar gemacht. Links und rechts von uns blieb je ein Polizeifahrzeug stehen. Die Polizisten stiegen aus und nahmen Aufstellung. Würden sie uns das Weiterspiel verbieten? Doch wir spielten einfach weiter. Wir spielten nicht nur zwei, sondern gleich mehrere Strophen eines Liedes. Was sollten wir sagen, wenn sie uns zur Rechenschaft zögen? Sollten wir nicht am besten einfach die Unwissenden spielen? Überall öffneten sich Fenster und schauten neugierige Köpfe heraus. Hatte wohl ein Spitzel die Hüter des Gesetzes gerufen? Als wir die Instrumente absetzten, trat eine beängstigende Stille ein. Wir trauten unseren Augen nicht. Die Polizeibeamten legten die Hand an die Mütze, salutierten, stiegen in ihre Wagen ein und fuhren weg. Uns fiel ein großer Stein vom Herzen. Aus Dankbarkeit und Freude setzten wir unsere Instrumente erneut an. Es war wohl der Inhalt dieses Verses, den wir spielten: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt uns gar verschlingen ...!“

Ob unser Spiel damals eingeschlafene Gläubige zu erneuter Hingabe geweckt hat? Ob wir heute daran denken, wenn wir Posauern hören, dass es das Signal zu unserem Abruf sein könnte, hin zu unserem Herrn, der uns bis in die Wolken entgegenkommt, um uns zu sich in die Herrlichkeit des Himmels abzuholen? Oder warten wir gar nicht mehr darauf?

---

## Der Weihnachtsberg

Als sich im Erzgebirge die Silberfunde mehrten und viele Schächte Arbeit und Brot boten, zogen von überall her Menschen in das wenig besiedelte Gebirge. Die Arbeit vor Ort im Schacht brachte einen gewissen Wohlstand. Als jedoch die Ergiebigkeit der Lagerstätten nachließ, kam große Armut in den entstandenen Dörfern auf. Barbara Utmann lehrte die Frauen das Klöppeln, und viele Männer fingen an, das Schnitzmesser zu gebrauchen. Was für schöne Kunstwerke entstanden da! Wenn der Erlös auch nicht groß war, so konnten die Familien damit doch überleben. Heutzutage ist das Schnitzen zum Hobby geworden und wird noch fleißig geübt.

Besonders um die Weihnachtszeit wurde vieles gefertigt, was mit der Geburt unseres Herrn und Heilandes zusammenhängt. Krippen, Lichterbögen, Hirten mit Schafen usw. schmückten die Fensterbretter. Andere aber fanden ihre Freude daran, das ganze Geschehen in Bethlehem in einem sogenannten Weihnachtsberg aufzuzeigen. Die meisten bauten ihn in den Adventstagen auf, viele tun es sogar heutzutage noch, einige bauen und basteln immer weiter an solchen Kunstwerken. Man schnitzt seine Figuren selbst und versucht, sie lebendig werden zu lassen. Manche versuchen, ihnen mit alten Uhrwerken Leben einzuhauchen.

Ein gläubiger Mann in Brünlos, einem kleinen Nachbardorf in unserer Nähe, begann in jungen Jahren damit, einen solchen Berg entstehen zu lassen. Er wollte auf diese Weise gern die Liebesbotschaft unseres Herrn verkündigen, weil er merkte, dass er keine Gabe zum Reden hatte. Er hatte ein brennendes Herz für seinen Herrn und Heiland. Seine Stärke war das Schnitzen und Basteln. So war ihm eines Tages der Gedanke gekommen, solch einen Weihnachtsberg zu errichten, um anderen zu zeigen, was Gott getan hat, damit wir Menschen errettet werden konnten. Dafür stellte er ein ganzes Zimmer seiner Wohnung zur Verfügung und installierte dort eine große Platte, auf der der Berg mit der entsprechenden Antriebstechnik darunter laufen sollte. Alle

---

freie Zeit und das Geld, das er erübrigen konnte, ließ er diesem Werk zukommen. Er hatte durchaus nicht daran gedacht, dass ihn das Jahrzehnte beschäftigen würde und er damit viele Tausende von Interessenten mit dem Evangelium erreichen konnte. Er baut immer weiter daran. Er setzt dabei alle mögliche Technik ein, um die Szenen zum Leben zu erwecken.

Wer den Raum betritt, wird mit dem Spruch begrüßt: „Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab“. Links in der Ecke flackert ein Feuer auf dem Hirtenfeld bei Bethlehem. Plötzlich kommt ein heller Schein von oben her. Ein Engel erscheint mit der frohen Botschaft der Geburt des Heilandes. Die Hirten auf dem Feld machen sich im Anschluss daran auf. An einer Felsgrotte geht eine Tür auf, und Maria, Joseph und das Kind in der Krippe werden sichtbar. Vor ihm knien die Hirten nieder. Nachdem die Hirten die Grotte verlassen haben, öffnet sich der Palast des Herodes in der anderen Ecke. Die Weisen erscheinen vor ihm und erkundigen sich, wo der neugeborene König zu finden sei. Einige Priester, die eine Schriftrolle in der Hand haben, kommen dazu und erläutern, dass Bethlehem der Ort sei, wo der von Gott erwählte König geboren werden sollte. Herodes entlässt die Weisen mit der Aufforderung, ihn in Kenntnis zu setzen, wenn sie das Kind gefunden hätten. Nun gehen die Weisen fort, und ein Stern erscheint über der Grotte, in der sich das Kindlein befindet. Sie knien ebenfalls vor dem Kind nieder und bringen ihm ihre Schätze dar. Auf einem anderen Weg verlassen sie den Geburtsort.

Unser Bruder, der all das gebaut hat, gibt immer wieder Erklärungen oder liest aus der Bibel vor. So erlebt man alles mit, was dort einmal geschehen ist. Der Blick geht noch einmal zum Palast des Herodes. Der gibt Befehl zu dem Kindermord von Bethlehem. Soldaten ziehen hin, um das blutige Werk auszuführen. Es wird finster im Raum. Im Halbdunkel sieht man weinende Mütter mit ihren toten Kindern auf den Armen. So entsteht bei den Zuschauern eine heilige Stille. Der Bruder spricht noch ein

---

Gebet. Niemand verlässt den Raum, ohne besondere Eindrücke empfangen zu haben. Unser Bruder hat auf diese Weise bis kurz vor Vollendung seines 90. Lebensjahres das Evangelium verkündigt. Wie viele mögen wohl davon im Herzen berührt worden sein? Im Himmel wird einmal die Frucht davon gefunden werden.

Als wir vor der Wende mit einigen Gästen diesen Ort noch einmal aufsuchten, standen unter den Besuchern, die auf Einlass warteten, auch einige SED-Genossen. Anscheinend wollten sie nicht als solche erkannt werden. Ich musste schmunzeln, als ich sah, wie sie heimlich ihr Parteiabzeichen von der Jacke entfernten. Ob sie merkten, dass hier etwas nicht zusammenpasste?

Nach dem Heimgang des Bruders haben seine beiden Töchter die Arbeit des Vaters weitergeführt. Nun werden wohl bald das, was der Großvater begonnen hat, die Enkel weiterführen. Sie tun es mit der Tonbandaufnahme der Stimme des Großvaters. So kann man alles noch original hören und erleben.

Man mag über Weihnachten denken, wie man will. Die Bibel erwähnt Weihnachten nicht als Fest, das wir feiern sollen. Doch die Botschaft seines Kommens sollte besonders in den Tagen, wenn die allgemeine Christenheit in einer Tradition zu erstarren droht, von uns weitergegeben werden. Das hat dieser Bruder damals erkannt und gemäß seinen Gaben ausgeführt.

## **Gelbsucht**

Die Landschaft des Kaukasusgebirges ist wunderschön. Wie ein König seiner Berge ragt der Elbrus über all die anderen Berge hinaus. Wie ein ergrautes Haupt sieht man aus weiter Ferne seinen mit Schnee gekrönten Gipfel in der Sonne leuchten. Doch die Lust und Freude, den Berg zu besteigen, wie es heute die

---

Touristen gern tun, fehlte uns. Mit eigener Muskelkraft, von Maultieren begleitet, die Höhen und Täler zu überwinden, war kein Vergnügen. Nur gut, dass freiwillige Kaukasier uns beim Transport des Gerätes halfen.

Es war kurz vor Weihnachten 1942. Eine Gelbsuchtepidemie brach unter uns aus. Täglich mussten Kameraden ins Lazarett eingewiesen werden. Eines Tages erwischte es auch mich. Die Gesichtsfarbe veränderte sich und wurde wie die eines Chinesen. Der Urin sah wie dunkles Bier aus. Ich hatte keinen Appetit mehr, wurde sehr schlapp und musste mich sehr überwinden, mit den anderen Schritt zu halten. Ich wollte durchaus nicht ins Lazarett. Die Krankheit müsste doch auch so wieder weichen. Das tat sie aber nicht. Am Samstag vor dem ersten Advent ging es nicht mehr. Mit zwei anderen Kameraden wurde ich ins Lazarett nach Krasnodar zurückgebracht. Das Lazarett war wohl früher eine Schule gewesen, die auf sehr primitive Weise umfunktioniert worden war. Der Befund konnte ohne Untersuchung festgestellt werden. Ich kam in ein Zimmer mit acht Betten. Mir wurden Tabletten und eine sehr strenge Diät verordnet. Milchreis, Milchnudeln, Milchzwieback, Pudding, Haferflocken und Ähnliches waren meine Hauptnahrungsmittel. Bisher hatte ich so etwas immer gern gegessen. In den Tagen und Wochen hing mir diese Kost jedoch zum Hals heraus. Bekämen wir nur einmal etwas Herzhaftes. Doch wir hatten Bettruhe und durften das Haus keineswegs verlassen. Da wurden uns die Tage zu Wochen und die Wochen zu Jahren. Sogar über Weihnachten hielt diese Diät an. Die Ärzte meinten, ich hätte eben eher kommen müssen. Die Leber war stark angeschwollen.

Endlich, endlich nach den Feiertagen waren meine Befunde wieder normal und auch die meiner beiden Kameraden. Für zwei Tage wurde die Ernährung auf leichte Vollkost umgestellt, und dann wurde uns erlaubt, wieder wie normale Menschen zu essen. Auch durften wir spazieren gehen. Kurz vor dem Jahreswechsel waren die Tage in Krasnodar ganz mild. Im Kubantal blühten die Gänseblümchen, und es begann schon leicht zu grünen. Auf

---

einem unserer Spaziergänge kamen wir an einer schnatternden Herde Gänse vorbei. Sie würden wohl bald verstummen, wenn bald – später als bei uns – Weihnachten gefeiert würde. Einer meiner Kameraden meinte, dass er so gern wieder einmal Gänsebraten essen würde. Ich selbst war eigentlich gar nicht scharf darauf. Da kam der Bauer, um nach dem Federvieh zu sehen. Wir fragten ihn, ob er nicht eine Gans verkaufen würde. Sofort war er dazu bereit. Er wollte sie schlachten und rupfen. Am Abend könnten wir sie bei ihm abholen. Wir verhandelten mit den kaukasischen Küchenfrauen, sie waren bereit, diesen Braten für uns anzurichten. Da brauchten wir das Silvestergericht des Lazarett nicht. Nur die Kartoffeln und das Kraut dazu ließen wir uns schmecken. Ja, diese Köchinnen hatten gut gewürzt und angerichtet. Sie bekamen die Hälfte von der Gans für sich, da die vollständige Gans zu viel für uns war. Wohligh strichen wir uns nach dem Essen über den Bauch. Wie gut tat das nach so langer Zeit der Schmalkost. Unser Körper war jedoch anderer Meinung.

In der folgenden Nacht bekamen wir einen heftigen Brechdurchfall. Die gelbe Farbe im Gesicht kehrte zurück. Als am Morgen die Ärzte zur Visite kamen, wurden wir alle drei sofort wieder auf Diät gesetzt. Uns wurde erneut Bettruhe verordnet. Die Ärzte meinten, sie hätten uns wohl zu früh wieder Vollkost geben lassen. Wir bereuten im Stillen unser unweises Verhalten. Gänse sollten uns nun gestohlen bleiben.

Der 5. Januar begann plötzlich mit einer großen Unruhe im Haus. Irgendetwas lag in der Luft. Die Visite fand bereits vor dem Frühstück statt. Jeder von uns bekam einen Zettel. Bei dem einen stand ein großes „E“ darauf. Andere, darunter auch ich, bekamen einen Zettel mit einem „S“. Wieder andere bekamen ein „L“. Nun begann ein großes Rätselraten. Durch den Buschfunk erfuhren wir, dass das Lazarett geräumt werden sollte. Die Russen hätten einen Panzerkeil in unsere Front getrieben und wären schon ganz nahe. Nun hörten wir die Stimme des Lautsprechers. Alle Patienten mit dem Buchstaben „E“ sollten sich sofort fertig machen, um zu ihrer Truppe zurückzukehren. Kurz darauf tönte

---

erneut der Lautsprecher. Alle mit dem Buchstaben „S“ sollten sich fertig machen. Sie würden sitzend zum Bahnhof gebracht. Bitte Beeilung, aber dennoch Ruhe bewahren! Dann begannen wir fieberhaft unseren Rucksack zu packen. Die Schwerstkranken mit dem Zettel „L“ würden gleich versorgt und liegend zum Lazarettzug gebracht. Wie in einem gestörten Ameisenhaufen ging es jetzt zu. Jeder bekam einen Frühstücksbeutel. In einem Sanitätsfahrzeug zusammengepfertcht, ging es zum Bahnhof. Keine zwei Stunden später saßen oder lagen wir auf Stroh gebettet in einem langen Güterwagenzug. Ein Ruck ging durch die Wagenreihe. Die Lok war angehängt. Auf die Wagen war ein großes rotes Kreuz gemalt worden.

Wir warfen zum Abschied noch einen Blick auf die Berge des Kaukasus. Würden wir sie je wiedersehen? Da entdeckten wir – durch den Dunst im Tal – eine Kolonne von Fahrzeugen auf uns zurollen. Was war denn das? Da schrie einer: „Panzer! Russische Panzer!“ Und wirklich, die russische Vorhut war ohne Gegenwehr schon so nahe herangekommen. Würden sie uns unter Beschuss nehmen und unseren Zug zum Stehen bringen? Eigentlich dürften sie das nach internationalem Recht nicht. Oft aber scherten sie sich nicht daran. Mit Volldampf brauste unser Zug dahin. Die Kanonenrohre der Panzer schwiegen. Vielleicht fehlten nur einige Minuten, und wir wären dem ungewissen Schicksal russischer Gefangenschaft ausgesetzt gewesen. Wie überaus dankbar waren wir da. Ob Gott wohl in seiner Vorsehung diese Gans benutzte, um uns aus der Gefahrenzone zu retten? Wie wunderbar sind doch seine Wege. Wenn wir auch drei Wochen lang in diesem Zug ausharren mussten, der Dank im Herzen blieb. Noch heute bin ich dankbar, wenn ich darüber nachdenke.

## **Wiedergeburt**

Bei dem Wort „Wiedergeburt“ denken viele, auch religiöse Leute um uns her, an Esoterik und an Wiederverkörperung. Sie mei-

---

nen, man könne bei einem guten Leben, das man geführt habe, beim nächsten Mal in einem höheren Adelsstand zur Welt kommen, oder es könne auch das Gegenteil geschehen, dass man bei tierartigem Verhalten als Tier wieder erscheinen würde. Nein, an so etwas haben wir vor 60 Jahren noch nicht gedacht. Leider lag aber auch auf dem Verständnis mancher Christen in Bezug auf das Wort „Wiedergeburt“ ein undurchdringlicher Schleier.

Die erste Zeit der Gefangenschaft musste ich unter amerikanischer Flagge verbringen. In Metz war ich als Straßenkehrer eingesetzt und erfuhr dabei so manchen Hassausbruch bis zum Angespucktwerden durch Zivilisten. Nach der Arbeit aber gab es in dem großen Gefangenenlager manche Freiheiten. Es gab sogar einen großen Raum, in dem sogenannte „Gottesdienste“ stattfinden konnten. Zuerst versammelten sich sonntags dort die Katholiken, weil sie anscheinend an das frühere Aufstehen gewöhnt waren, und nach ihnen kamen dann die evangelisch Gläubigen zusammen. Da waren sogar ordinierte Pfarrer angestellt, die die Verkündigungen durchführten. Das war mir eine große Freude.

Ein junger, begeisterungsfähiger Pfarrer stand dort sonntags hinter dem Lesepult. Er konnte die Stunden wirklich spannend ausfüllen. Was er da nicht alles einflocht, um den gelesenen Bibeltext verständlich zu machen. Wirklich, er war ein gut geschulter Theologe. Seine besondere Stärke war die Rhetorik. Sein ganzer Körper war miteinbezogen. Ich war oft hin- und hergerissen; seine Meisterleistung begeisterte mich regelrecht. Wenn ich dann aber darüber nachdachte, was der tiefere Sinn seiner Predigt war, blieb es fraglich, ob die Person unseres Herrn im Vordergrund stand oder ob es seine eigene war. Ein Bruder, der mir während dieser Zeit ein geistlicher Vater war, meinte: „Er predigt mit dem Kopf, doch das mit dem Heiligen Geist erfüllte Herz steht draußen!“

Es gab auch Bibelstunden. Sie waren zwar nicht so gut besucht wie die Stunden am Sonntag, dafür waren aber Vertreter der verschiedenen evangelischen Richtungen dabei. Meist ging es

---

sehr lebendig zu. Wir betrachteten da das Johannesevangelium. Der Pfarrer gab zuerst eine Einleitung und lenkte damit die Betrachtungen in eine bestimmte Richtung. Doch geistlich gereifte Gläubige ließen sich dadurch nicht manipulieren. Am Anfang seines Dienstes waren wir unsicher. Heute würden wir Klarheit bekommen, wenn es um das Thema Wiedergeburt ging. Johannes 3 stand nämlich zur Betrachtung an. Würde er sich als ein Wiedergeborener zu erkennen geben? Der ältere Bruder, zu dem ich mich hielt, sagte vorher: „Heute wird sich zeigen, wes Geistes Kind er ist!“

Wirklich, es lag eine richtige Spannung im Raum, als wir zu Beginn ein Lied von Paul Gerhardt sangen. Ich weiß nicht mehr, welches Lied das war. Ein paar Liederzettel standen als Kopien zur Verfügung. Nach seinem Gebet schlug der Pfarrer die Bibel auf. Wir natürlich auch, soweit wir eine Bibel hatten. Der Hauptinhalt des Gesprächs war: „Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Was der Pfarrer da alles über die Person des Nikodemus zu sagen hatte. Er lotete aus, warum er in der Nacht kam. Die Hauptsache suchte er umschweifend zu umschiffen. Das Reich, das solche nicht sehen, war natürlich das 1000-jährige Reich auf der Erde, das einmal errichtet wird.

Als er seine Ausführungen beendete, kam spontan die Frage, warum er nichts über die Wiedergeburt gesagt habe. Da musste er Rede und Antwort stehen: „Ich muss euch sagen, dass ich mit dem Wort ‚Wiedergeburt‘ nichts anzufangen weiß!“ Da entstand ein längeres Schweigen. Dann meldete sich ein älterer Bruder von der Hahn’schen Richtung des Gnadauer Verbandes. Ich höre ihn noch heute mit tiefer Stimme sagen: „Darf ich hierzu ein paar kurze Gedanken sagen?“ Er stand auf und legte die Wichtigkeit und die Wirkung des Heiligen Geistes dar und dass man nur durch ihn wiedergeboren werden könne. Durch ihn würde der Gläubige auch versiegelt werden! Er würde unser Leben neu machen und uns von Sünde überführen. Wer ihn nicht habe, sei kein Kind Gottes. Paulus schreibe klipp und klar: „Wer Christi

---

Geist nicht hat, der ist nicht sein!“ Was er ausführte, ließ an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Danach schlossen sich noch gute geistliche Gespräche an. Jemand wies darauf hin, dass wir ohne den Heiligen Geist Gott gar nicht als Vater anrufen könnten, weil der Geist uns zu beten lehre: „Abba, Vater!“ Das ließ der Pfarrer jedoch nicht gelten, denn dieses Gebet gehöre nicht zur Liturgie der Kirche.

Danach konnte ich mit dem älteren Bruder an einem ruhigen Ort noch ungestört beten. Wir beteten dafür, dass Gott diesem Pfarrer durch das Gesagte die Augen über seinen verlorenen Zustand öffnen möge. Ob das wohl geschehen ist?

### **Nicht aus Werken**

Eine Bibelwoche für Ehepaare und Familien. Dazu waren sogar einige angereist, die nicht zum Umfeld einer Gemeinde gerechnet werden konnten. Geschwister hatten ein bekanntes Ehepaar angesprochen, ob sie nicht einmal mit ihnen in Urlaub fahren würden. Und weil sie keinen Urlaubsplatz in einem Ferienhaus bekommen hatten, sagten sie freudig zu. Es war nicht fair von den Geschwistern, dass sie ihnen verschwiegen hatten, dass es sich um eine Bibelwoche handelte. Da gab es nach der Anreise bittere Worte. Sie überlegten, ob sie nicht wieder abreisen sollten. Doch dann blieben sie da, und allmählich hatten sie Freude an der Gemeinschaft. Würden sie die Texte des Buches Nehemia verstehen, die behandelt wurden? Den Abschluss am Abend bildete immer eine Gebetsgemeinschaft. Auch dazu blieben sie sogar da und knieten ebenfalls nieder.

Am vorletzten Abend, als wir uns schon vom Beten erheben wollten, überwand sich der Mann und fing stotternd an zu beten. Im Beisein aller anderen bekannte er offen dem Herrn seine Sünden und bat Ihn um Vergebung. Gleich danach schloss sich seine Frau an und tat dasselbe. So etwas hatten wir noch nie

---

erlebt. Überglücklich zogen sie nach den Tagen der Bibelwoche ihren Weg. Eine Zeit später erhielten wir eine Einladung zu ihrer Taufe und erlebten freudig mit, wie sie auf diese Weise ihren Glauben an den Herrn Jesus öffentlich bezeugten.

Kurze Zeit später klingelte das Telefon. Die Ehefrau war am Apparat. Sie konnte fast nicht sprechen. Sie hatte eine Frage auf dem Herzen. Ob ich bereit sei, ihren Mann zu beerdigen. Da versagte auch mir fast die Stimme. Sie berichtete stockend, dass sie letzten Sonntag die Versammlung besucht hätten und ihr Mann auf dem Weg nach Hause über Unwohlsein geklagt habe. Er wollte noch an der frischen Luft bleiben, während seine Frau das Essen kochte. Sie lief heim und wartete vergebens darauf, dass er käme. Dann erfuhr sie, dass er in eine Gastwirtschaft an der Straße gegangen war und dort, weil ihm so übel war, um ein Glas Wasser gebeten hatte. Als er das Haus wieder verließ, sackte er plötzlich zusammen und fiel mit dem Kopf auf die Bordsteinkante. Der Notarzt konnte nicht mehr helfen. Ein Schädelbasisbruch hatte zum Tod geführt. Weil ich Geburtshelfer bei der Bekehrung ihres Mannes gewesen war, hatte seine Frau den Wunsch, dass ich die Beerdigung halten sollte.

Die Schwester hatte den Wunsch, dass ich etwas über die Bibelstelle Epheser 2,8–10 sagte: „Denn durch die Gnade seid ihr errettet, mittels des Glaubens; und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, damit niemand sich rühme.“ Das tat ich mit frohem Herzen. Nun stand ich vor den Trauernden. Der Heimgegangene hatte sechs Schwestern, die alle angereist waren. Sie hatten sich wie ein Block auf die linke Seite gesetzt, während die Witwe mit ihrer Tochter rechts vom Lesepult saß. Ich sagte etwas darüber, wie der Abgerufene kurz zuvor noch verloren war. Auch wies ich darauf hin, dass jeder Mensch in Sünden empfangen und geboren ist und einen Erlöser nötig hat. Die menschlichen Religionen bieten zwar manche Wege an, dem Zorn Gottes, der auf dem Sünder liegt, zu entfliehen. Alle menschlichen Aktivitäten sind wie eine Leiter, die zu kurz ist für den Himmel. Der Text macht klar, dass alle, auch die in unseren

---

Augen guten Werke für Gott wie ein unflätiges Kleid sind. Die Erlösung kann nicht mit Silber oder Gold erkauft werden, sondern nur durch das am Kreuz vergossene Blut unseres Heilandes, Jesus Christus.

Die Augen der Witwe und ihrer Tochter waren zwar mit Tränen gefüllt, leuchteten aber zugleich. Zu den Schwestern auf der anderen Seite mochte ich am liebsten gar nicht hinschauen. Sie waren offensichtlich mit diesem Gotteswort nicht einverstanden. Es bot sich an, nun davon zu berichten, wie der Heimgegangene aus dem Zustand des ewigen Verlorenseins herausgekommen war. Das Zeugnis ließ die Blicke dieser Frauen jedoch nicht heller werden. Als ich dann bezeugte, dass sich ihr Bruder als Bekenntnis seines Glaubens hatte taufen lassen, schien dem Fass der Boden ausgeschlagen zu sein.

Nach einem gemeinsamen Lied und einem Gebet gingen wir zum Grab. Auch da durfte ich noch einmal den Sieg unseres Herrn bezeugen, der durch seine Auferstehung sichtbar geworden ist. Und wie Er auferstand, so würde auch der Leib dessen, der jetzt der Erde übergeben wurde, einmal auferstehen. Noch ein Gebet, und jetzt konnte der letzte Abschied genommen werden. Während die trauernde Gattin mit Rosen in der Hand zusammen mit ihrer Tochter vor der offenen Gruft stand, umringten mich plötzlich die Schwestern des heimgegangenen Bruders. Sie nannten die Beerdigung ein Theaterspiel. Ihr Bruder sei Katholik gewesen. Die Beerdigung hätte von einem Priester ausgeführt werden sollen. Er sei als Kind getauft worden, da wäre eine Wiedertaufe nicht nötig gewesen, ja, die Taufe hätte einen Fluch auf die große Familie gebracht. Eine dieser Frauen wurde so fanatisch, dass ich Sorge hatte, sie könnte handgreiflich werden. Zum Glück traten die Brüder der örtlichen Versammlung schützend dazwischen.

Wie dankbar bin ich von diesem Friedhof nach Hause gefahren. Was für ein helles Licht ist doch das Wort Gottes auf unserem Weg. Wie dankbar war ich, dass das Wort uns nicht über unseren Zustand im Unklaren lässt, sondern uns den Weg zum

---

ewigen Leben weist. Und wie dankbar war ich, dass unser Herr und Heiland gekommen ist und sein Blut für uns als Lösegeld gegeben hat. Wir dürfen nun sein Werk sein, geschaffen in Ihm zu guten Werken.

## Hundert Quadratmeter

Die Dorfstraße führt an unserem Haus vorbei. Thierfeld ist ein langgezogener Ort. Die Verbindung mit den Nachbarorten war gut durch Omnibusverkehr gesichert. Es mangelte jedoch an Halteplätzen für die Busse. Das sollte sich nun ändern. Eine Delegation ging die Straße entlang, um zu sehen, wo solch eine Haltebucht in der Dorfmitte eingerichtet werden könnte. Sie blieben an unserem Vorgarten und dem des Nachbarn stehen. Kurze Zeit später kam der Bürgermeister zu uns, um uns über die Planungen zu informieren. Wir sollten uns bereit erklären, ungefähr 100 m<sup>2</sup> vom Gartenvorland dafür zur Verfügung zu stellen. Es würde gut bezahlt werden, pro m<sup>2</sup> 28 Pfennig. Wir fragten den Bürgermeister, ob die Möglichkeit bestehe, dass der Bauer, dem die Wiese hinter unserem Haus gehörte, uns wohl etwas Land dafür geben könne. Nach langen Verhandlungen gab der Bauer seine Einwilligung.

Die Vermesser ließen nicht lange auf sich warten und begannen mit ihrer Arbeit. Wenn das Stück Land auch arg mit Brennesseln und Quecken übersät war, freuten wir uns doch darüber; wir würden es schon urbar machen. Die beiden Beamten waren noch dabei, ihre Geräte aufzustellen, da kam vom nahen Hof der Jungbauer herbei. Er hatte eine große Axt in der Hand und schwang sie durch die Luft. Er schrie, als wäre er gestochen worden. Das war ein furchterregendes Bild: „Wenn ihr nicht macht, dass ihr sofort verschwindet, hacke ich euch den Kopf ab!“, schrie er. So schnell wie bei der Gelegenheit haben die Beamten wohl noch nie einen Platz geräumt. Der Landtausch schien damit ins Wasser gefallen zu sein. Das gute Gartenland an der Dorfstraße wurde Bushaltestelle.

---

Sollten wir nun auf die Barrikaden gehen? Viele rieten dazu, das uns Versprochene einzuklagen. Das hätte aber sicher nicht nur viel Zeit, sondern auch starke Nerven gefordert. Außerdem hatten wir nichts Schriftliches in der Hand. In Gesprächen bezeugten wir, dass wir die Angelegenheit im Gebet unserem Herrn abgegeben hatten. Wenn Er wollte, dass wir das Stück Land bekämen, so würde Er auch Wege dazu finden.

Kurze Zeit später wurden die Bauern überall enteignet, und aus ihren Gütern und Feldern wurden die sogenannten LPGs gegründet. Der Bauer hinter unserem Haus sträubte sich mit Händen und Füßen. Schließlich wurden ihm die Kühe aus dem Stall getrieben, und das Land, das er bebaut hatte und das seine Eltern und Voreltern schon besessen hatten, gehörte ihm nicht mehr. Er starb mit Hass und großer Bitterkeit im Herzen. Sein Sohn, der Jungbauer, verunglückte tödlich. Da beschloss der Gemeinderat, auf dem Grundstück hinter unserem Haus Eigenheime errichten zu lassen. Anwärter und Käufer gab es genug. Als ich eines Tages ein Gemüsebeet jätete, sah ich, wie wieder Landvermesser auf dem Grundstück tätig waren. Sie sollten die Grundstücksgrenzen für vier Eigenheime festlegen. Es waren die gleichen Männer, die damals die Flucht ergriffen hatten. Damals hatte der Bürgermeister zu mir gesagt: „Wenn sich etwas ändert, können Sie Ihre Ansprüche wieder geltend machen!“ Nun hatte sich tatsächlich etwas geändert. Da kam der Bürgermeister mit seinem Auto angefahren. Er verhandelte mit den Vermessungsbeamten. War nun die Zeit gekommen, dass wir unser Anliegen nochmals vorbrachten?

Ich kletterte über den Zaun. Eine lebhafte Diskussion zwischen den Vermessern und dem Dorfhauptling war im Gange. Auf einmal sah mich einer von ihnen kommen. Er zeigte auf mich und sagte: „Das ist der Mann!“ Noch ehe ich ein Wort hervorgebracht hatte, sagte er: „Wir haben gerade Ihrem Bürgermeister erzählt, was damals geschah, als wir diesen Schauplatz fluchtartig verlassen mussten. Es ging ja um 100 m<sup>2</sup>, die wir für Sie abmessen sollten. Jetzt haben wir ein Problem. Wir sollen für diese 4 Häu-

---

ser, die hier entstehen sollen, die Parzellen gleichmäßig aufteilen. Wir messen, messen und rechnen, und es lässt sich nicht anders machen, als dass einer von den Häuslebauern rund 100 m<sup>2</sup> zuviel bekommt. Wir fragten den Bürgermeister, ob man Ihnen nicht die 100 m<sup>2</sup> geben könne, damit die Grundstücke gerecht aufgeteilt werden könnten!“ Ich blieb mit offenem Mund stehen. Sie schauten mich alle drei an, was ich wohl dazu sagen würde. Der Bürgermeister wusste ja, dass ich Christ war. Er hatte mir bei einem Gespräch vorher gesagt, dass er sogar eine Bibel in seinem Schreibtisch hier im Gemeindeamt habe. Ihnen wurde nun bewusst, dass sie die Werkzeuge waren, durch die Gott ein Gebet erhörte. Wir hatten es dem Herrn übergeben, und Er hat es herrlich hinausgeführt. Schon eine Woche später war der Gartenzaun versetzt. Jetzt wachsen dort die schönsten Himbeeren und Brombeeren. Auch steht dort ein Frühbeetzelt voller saftiger Gurken- und Tomatenpflanzen. Es lohnt sich, einem solchen Herrn zu vertrauen.

## **Gerettet**

Wenn Menschen zum Herrn Jesus kamen, hatten ihre Bitten meist nur die körperliche Heilung zum Inhalt. Wären ihre Bitten so erhört worden, wären die Menschen dennoch verlorengegangen. Wie frohmachend ist es daher, immer wieder lesen zu können: „Dein Glaube hat dich gerettet!“ Unser Herr und Heiland war nicht gekommen, um nur Erleichterung von den Folgen der Sünde zu bringen, sondern für den Himmel zu erretten, und das für alle Ewigkeit. Er erhört unsere Gebete oft ganz anders, als wir es uns vorstellen und von Ihm erbitten.

Es war am Ende des Krieges. In den Wehrmachtsberichten wurden immer noch Siegesmeldungen gebracht. Wir Landser aber hatten das Empfinden, dass der Krieg für uns schon so gut wie verloren war. Immer wieder gab es Frontbegradigungen, dabei ging es um Rückzug. Nach einem anstrengenden Nachtmarsch hatten wir wieder eine neue Stellung bezogen. Doch die russi-

---

schen Truppen drängten nach und ließen uns nicht zur Ruhe kommen. Am Morgen begann ein mörderisches Trommelfeuer. In Kürze würde wohl der Angriff folgen. Mir war die Funktion als Melder zugeteilt. Unser Kommandeur gab mir Befehl, mit der Truppe, die sich links von uns befand, Kontakt aufzunehmen. Ich musste also mein schützendes Loch, das ich mir gegraben hatte, verlassen und versuchen, über ein freies Feldstück zum Nachbarbataillon zu gelangen. Ein Stück weiter entfernt lag ein Waldstück, in dem wohl der Führungsstab der Einheit lag. Im Lärm detonierender Granaten arbeitete ich mich vorwärts. Wie leicht konnte ich Beute der russischen Scharfschützen werden. Doch sie beobachteten vor allem die frischen Erdhügel, in denen sich ihre Gegner verborgen hielten.

Ich hatte beinahe das schützende Waldstück erreicht, als ich über mir das Brummen eines Flugzeugs hörte: ein russischer Jäger im Tiefflug. Ich warf mich hin und suchte mich so eng wie möglich an die Erde zu drücken. „Herr, hilf mir! Rette mich!“, kam ein Notschrei aus meinem Herzen. Ob sie mich bemerkten? Das Flugzeug drehte eine Schleife und kam im Tiefflug ganz nah an mich heran. Da blitzte es – eine MG-Salve! Neben mir spritzte der Dreck auf. „Au“! Ein Schlag im rechten Oberschenkel. Es hatte mich erwischt. Hatte Gott mein Gebet nicht erhört?

Trotz des Schmerzes kroch ich ein Stück weiter auf das rettende Waldstück zu. Da kroch mir ein Sani mit einer Rotkreuzarmbinde entgegen. Er half mir, bis ich mich hinter einem schützenden Busch befand. Die Wunde blutete sehr stark. Er legte einen provisorischen Druckverband an. Hinter dem Wäldchen hatte gerade ein Fahrzeug Munition für die dortige Truppe gebracht. Sie nahmen mich zusammen mit einem anderen Verwundeten mit. Unterwegs kam das Flugzeug wieder heran. Wir hielten an. Raus aus dem Fahrzeug und im Straßengraben in Deckung. Unser Fahrzeug bekam ein paar Löcher ab, blieb aber fahrtüchtig. In solch angstvollen Situationen vergisst man sogar die schlimmsten Schmerzen. Endlich erreichten wir einen notdürftig eingerichteten Verbandsplatz. Dazu diente eine große Scheune. Sechs

---

große Tische, auf denen die armen Patienten lagen. Abgetrennte Gliedmaßen ließen mich nichts Gutes ahnen. Was für grässliche Schmerzensschreie erfüllten den Raum! Die Ärzte machten kein langes Federlesen. Dazu hatten sie keine Zeit. Es galt Leben zu retten. Zwei Sanitäter halfen mir, auf einen freien Tisch zu kommen. Ritsch, ratsch war das Hosenbein der Länge nach aufgeschnitten. Als sie den Verband entfernten, stellten sie fest, dass das Bluten fast aufgehört hatte. Diagnose: Steckschuss. Da würde wohl eine schmerzhafte Prozedur auf mich zukommen. Schon war einer der Ärzte an meinem Tisch. Nicht gerade sanft fasste er die Einschussstelle an und zog sie auseinander.

Da blieb mir nichts anderes übrig, als die Zähne zusammenzubeißen. Auf einmal hellten sich seine Züge auf. „Schwein gehabt!“, sagte er. Die große Wunde war die Stelle, wo die Kugel meinen Oberschenkel wieder verlassen hatte. Ein ganzes Stück weiter oben war ein kleineres Loch: „Sehen Sie, hier ist die Einschussstelle. Das Geschoss muss auf den Knochen aufgeschlagen sein, hat sich gewendet und ist hier wieder herausgekommen. Ob jedoch der Knochen davon gesplittert ist, kann ich nicht feststellen. Es ist ein echter Heimatschuss!“ Er ordnete einen Streckverband an. Das Bein sollte in Ruhestellung gehalten werden. Ich wurde in ein Nachbargebäude gebracht, wo einige Betten standen. Noch am selben Abend sollte ein Transport zum nächsten größeren Bahnhof erfolgen, damit die Patienten dort in einen Lazarettzug umgeladen werden konnten. Nach Eintritt der Dunkelheit war es dann so weit. Es dauerte noch drei Tage, bis der Zug sich gefüllt hatte. Dann setzte er sich in Bewegung.

Ich hatte in meiner Angst um Hilfe und Rettung aus dieser Situation gebetet. Hätte mein Herr das Gebet in der Weise erhört, wie ich es mir dachte, wäre möglicherweise einige Stunden später eine viel größere Not über mich hereingebrochen. Als der russische Angriff geschah, mussten einige meiner Kameraden das Leben lassen, und einige kamen in die Gefangenschaft. Der Herr hat mich gerettet, wenn es auch durch Schmerz und eine tiefe Verwundung geschah. Wenn ich am Ende des Lebens Rück-

---

schau halte, darf ich mit großer Dankbarkeit feststellen, dass mir oft bitteres Leid zum Heil gedient hat. Nicht umsonst werden Leidenszeiten auch „Heimsuchung“ genannt. Unser Herr hat wunderbare Wege, uns bis zum Ziel hindurchzuretten.

### **Nicht gewünscht und gern gehört**

Eine Chorausfahrt war geplant. Das schöne Vogtland sollte uns erfreuen und uns einen Eindruck von der Erhabenheit des Schöpfers in seiner Schöpfung geben. Die Sosaer Talsperre war das Ziel und der noch betriebene Kohlenmeiler in der Nähe! Der Höhepunkt der Reise sollte der Auersberg mit seinem knapp über 1000 Meter hohen Gipfel sein. Hoffentlich hätten wir schönes Wetter, damit wir die wunderschöne Aussicht ins weite Land genießen könnten. Ja, die Gebete der vielen Sänger wurden erhört. Als wir am Morgen unseren Bus bestiegen, hatten wir strahlend blauen Himmel.

Wenn Sänger ausfahren, ist es wohl selbstverständlich, dass sie im Bus nicht still sitzen. Welch guten Liederschatz gab es nicht nur auf den Liederblättern, sondern auch im Herzen. Bei einer ersten Rast auf freier Strecke an einem Berghang stellten wir uns zum ersten Mal auf, um unserer Freude im Lied Ausdruck zu geben. Da brauchten wir keine Sorge zu haben, dass kritische und fanatische Genossen dies als staatsfeindlichen Akt ansehen und beanstanden würden. Nur die leuchtende Sonne, die grüne Flur mit ihren hohen Bäumen und vielleicht ein paar Rehe im Gebüsch waren die Zuhörer.

Den Mittagstisch hatten wir telefonisch in der Gaststätte des Auersberghauses bestellt. Der Bus quälte sich vollbesetzt die Serpentina des Berges hoch. Er hatte offensichtlich schon einige Jahre auf dem Buckel. Doch wir schafften es, den Gipfel zu erreichen. Außerdem kamen wir pünktlich an. Die Bedienung hatte fast alles schon bereit. Sie hatten gut gekocht. Da bestellte nicht

---

jeder für sich selbst und jeweils ein anderes Gericht, sondern es gab für alle die gleichen Kartoffeln mit Rotkraut und einer großen Roulade. Zum Nachtsch gab es ein süßes, wohlschmeckendes Eis. Und das alles für 5 DDR-Mark. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen.

Eine Stunde später sollte die Weiterfahrt starten. Da hatten wir also Zeit, uns nicht nur die Beine zu vertreten, sondern auch nach allen Seiten hin einen Blick ins Tal zu werfen. An diesem Tag herrschte eine gute Weitsicht. Eine Kellnerin meinte, dass sie vor kurzem bei solch einem guten Wetter sogar das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig gesehen hätte. Ob sie geflunkert hat?

Der Anblick der wunderschönen Landschaft reizte einfach die Kehlen, den Schöpfer dafür zu loben. Könnten wir es wagen, von dieser Höhe aus unsere Stimmen zu gebrauchen, vierstimmig Gott zu preisen? Der Chef des Restaurants und einige andere trugen ja das Parteiabzeichen der SED. Oder würden sie es als eine staatsfeindliche Handlung ansehen, wenn wir uns aufstellten und ein paar Lieder sängen? Wäre es nicht besser, sie um Erlaubnis zu fragen? Ach was, wer viel fragt, bekommt auch viele Antworten.

Langsam füllt sich der Halbkreis. Einige stellen sich mit zaghaftem Herzen dazu. Unangenehme Erinnerungen kommen bei einigen auf. In dem Augenblick kommt eine Kellnerin zur Tür heraus und läuft schnell wieder ins Haus, sicher, um Bericht zu geben. Das erste Notenblatt macht die Runde. Schon ist die Stimmpfeife am Mund unseres Dirigenten. Am Anfang ist der Chor etwas zaghaft, dann aber schwillt er an, dass man es sicher bis ins Tal hören kann: „Jehova dir, du Gott, dem keiner gleicht, aus dessen Hand das Weltall ging hervor ...!“ Vor der Eingangstür der Gaststätte wird es lebendig. Die Gäste scheinen ihr Essen stehen zu lassen und kommen, um zuzuhören. Auch das Bedienungspersonal und sogar der Gaststättenleiter kommen und hören zu. Auf den Gesichtern zeigt sich keine Ablehnung. Als das Lied zu Ende ist, klatschen sie, was uns eigentlich gar nicht recht ist. „Noch ein

---

Lied“, rufen sie uns zu. Das lassen wir uns nicht zweimal sagen. Drei oder vier Lieder steigen nicht nur in die reine Luft empor und schallen nicht nur ins Tal hinab, nein, sie finden auch Widerhall in den Herzen der Hörer. Ihnen wird das Essen im Speisesaal kalt, und sie zeigen unverhohlene Freude an unserem Gesang. Um danach die Kehlen nochmals zu ölen, bestellen wir uns an Tischen im Freien noch Saft, einige sogar einen Rotwein. Da kommt der Chef des Hauses nochmals heraus und bedankt sich mit bewegten Worten. „Ihre Lieder haben uns wohlgetan. So etwas hört man ja sonst gar nicht mehr. Wir haben als Anerkennung gleich eine kleine Sammlung durchgeführt.“ Er überreicht dem Dirigenten ein Kuvert mit einigen Scheinen und Münzen. Als dieser abwehrt, meint er: „Dann tun Sie es in Ihre Missionskasse!“ Und das von jemandem, der die SED-Plakette an seiner Jacke trägt. Vielleicht war er dem Reich Gottes näher als mancher religiöse Mensch unserer Tage. Wenn wir doch auch heutzutage mehr Mut und Zeugnisfreudigkeit hätten. Heute haben wir alle Freiheiten. Menschen in der Gottesferne warten darauf.

## **Sorgt nicht**

Was gibt es nicht alles für Nöte bei den jungen Leuten und deren Eltern, wenn die jungen Leute die Schule verlassen und eine Lehrstelle suchen. Oft werden bis zu hundert Bewerbungen geschrieben, und dann kommt eine Absage nach der anderen ins Haus geflattert. Ein großer Teil der angeschriebenen Firmen reagiert überhaupt nicht. Wer da nicht mit Vitamin B (Beziehung) arbeiten kann, für den sieht es zappenduster aus. Bei diesen Sorgen suchen die Eltern und Großeltern, wenn sie gläubig sind, oft das Angesicht des Herrn auf. Immer wieder hört man, dass es so etwas noch nicht gegeben habe! Da denken wir Alten natürlich zurück, doch das können wir nicht bestätigen.

Als ich 1938 die Schule verließ, hätte ich gern einen Beruf erlernt, den ich im Freien ausüben könnte. „Gärtner“ war mein Ideal. Mein

---

Vater klapperte alle möglichen Gärtnereien in der Umgebung ab, wurde aber nicht fündig. Regimetreue hatten den Vortritt. Da gab es in unserer Familie nichts aufzuweisen, weder Jungvolk noch Hitlerjugend. Wie war es denn mit einer Lehre als Zimmermann? Aber auch da gab es beim Arbeitsamt und einschlägigen Betrieben keine Möglichkeit. In eine Fabrik zu gehen und dort in Schichten zu arbeiten, war das Letzte, was ich mir erträumt hatte. Und gerade das wurde mir angeboten: Lehrling in einer Feinstrumpf-Fabrik. Was aber nützt da die Lehrzeit? Ehe die Abschlussprüfungen beendet waren, trug ich bereits als 17-Jähriger die Uniform der Armee. Als ich siebeneinhalb Jahre später nach Hause kam, hatten die Besatzungstruppen die Firma ausgeräumt. In dieser Firma konnte ich also nicht mehr arbeiten. Zuletzt blieb nur der Kohleschacht in der Nähe. Dort sollte ich in mehr als 1100 Metern unter der Erde mein kümmerliches Brot verdienen.

Als unsere Kinder das Alter erreichten, einen Beruf zu wählen, hatte sich zwar das politische System geändert, doch die Situation war in der neu entstandenen DDR keineswegs besser. Weil auch hier politisches Arrangement mehr zählte als gute Zensuren, gab es die gleichen Nöte und Probleme wie vorher bei den Braunen. Wir haben noch sehr lebendig vor Augen, was wir vor allem mit unserer jüngsten Tochter erlebten. Sie hatte sehr gute Zensuren. Sie war vor allem in Mathe sehr begabt, weit mehr als ihre Eltern. Jedes Jahr wurde in den Schulen eine Matheolympiade durchgeführt. Weil unsere Töchter nicht bei den Pionieren waren und nicht zur Jugendweihe gingen, durften sie nicht daran teilnehmen. Ihre Lehrer mussten das mit knirschenden Zähnen akzeptieren. Die besten Matheschüler aber waren die Kinder der Sonntagsschule. Man versuchte alles, sie in die sozialistischen Organisationen zu integrieren. Wären nur nicht die Eltern so stur gewesen! Sie verbauten angeblich ihren Kindern gänzlich die Zukunft.

Unsere Tochter hätte gern einen Beruf in der Sparte der Datenverarbeitung erlernt. Die Datenverarbeitung steckte damals in den Anfängen. Doch eine gute Kameradin von ihr, die sich im

---

Jahr zuvor dort beworben hatte, war gescheitert. Da wollte unsere Tochter sich erst gar nicht bewerben und meinte, dass sie vielleicht im Gesundheitsdienst eine gute Stelle bekäme. Die Mutter begleitete sie, als sie sich im großen Krankenhaus von Heinrich Braun vorstellte. Als sie in der Personalabteilung die Zeugnisse einsahen, meinten sie, dass es kein Problem bei der Einstellung gäbe. Das ginge schon in Ordnung. Als endlich der Start von der Schule aus gegeben war, die Ausbildungsverträge zu unterschreiben, gab es aber eine große Enttäuschung. Unsere Tochter wurde nicht eingestellt, weil es noch bessere Bewerber gab. Wir hörten, dass der hiesige Schulleiter interveniert hatte, sie wegen ihrer staatsfeindlichen Haltung nicht einzustellen. Das war für die ganze Familie ein Schock. Wie hat uns das damals ins Gebet getrieben. Nun stellte unsere Tochter sich bei allen Krankenhäusern in der näheren Umgebung vor, um eine freie Lehrstelle zu finden. Doch nirgendwo gab es eine freie Stelle. Als meine Frau mit unserer Tochter die letzte Möglichkeit ausgelotet hatte, gab es innerlich fast eine Krise. Alle anderen Schüler und Schülerinnen hatten eine Lehrstelle, und eine, die bezeugte, dem Herrn Jesus zu vertrauen, sollte leer ausgehen?

Mutter und Tochter saßen weinend auf dem Sofa und suchten einander zu trösten. Da kam die Postangestellte und rief sie ans Telefon. Ein Bruder der Versammlung, der die Situation kannte, hatte gehört, dass es in einem Zentrum für Datenverarbeitung in Zwickau noch eine Lehrstelle gab. Da war kein Halten mehr. Sie nahmen den nächsten Bus. Die Personalabteilung war schnell gefunden. Nun saßen sie dem Personalchef gegenüber. Er schaute zuerst die Zeugnisse an: „Warum hat man Sie bei solch guten Zensuren nicht im HBK angenommen?“, fragte er. „Ich habe den gesellschaftspolitischen Anforderungen nicht entsprochen, da ich keine Jugendweihe habe und nicht bei den Pionieren bin! Ich bin Christ!“ Er schüttelte missbilligend den Kopf. Tat er das wegen ihrer Einstellung oder wegen des Verhaltens der anderen? Er stellte ein paar belanglose Fragen, vielleicht um festzustellen, ob sie staatsfeindlich eingestellt sei. Dann reichte er ihr die Hand mit den Worten: „Sie sind uns herzlich willkommen!“ Sie durf-

---

te den Lehrvertrag entgegennehmen und unterschreiben. Damit hatte sie sogar ihren Traumberuf bekommen. Der Herr hat ihr und der ganzen Familie neu gezeigt, dass das in Ihn gesetzte Vertrauen belohnt wird.

Paul Gerhardt hat in einem Lied geschrieben:

„Mit Sorgen und mit Grämen  
und mit selbsteigner Pein  
lässt Gott sich gar nichts nehmen,  
es muss erbeten sein!“

Unser himmlischer Vater ist besorgt für uns! Würden wir das doch immer beachten!

### **Ich bin ja geborgen**

Zur Zeit betrachten wir in der gemeinsamen Wortbetrachtung die Psalmen Davids. Was in den geschichtlichen Berichten der Bücher Samuel und Chronika nicht so zu Tage tritt, sind die Empfindungen dieses Mannes in den größten Nöten und Anfechtungen. Gerade in solchen Situationen aber sind die Psalmen entstanden, die auch uns heute noch echt Mut machen. Was wagte David doch in den größten Nöten zu beten! Was für ein inniges Vertrauen setzte er in seinen Gott! Was ihm Gott bedeutete, kann uns zur Beschämung dienen. „Mein Fels! Meine Burg! Mein Erretter! Mein Schild! Meine Leuchte!“ und viele andere Ausdrücke gebrauchte er, um aufzuzeigen, welche feste Geborgenheit er in seinem Gott genoss. Vielen sind die Worte dieses Mannes nach dem Herzen Gottes schon zum Trost gewesen, und sie haben sich daran erfreut.

Als Dr. Martin Luther in größter Gefahr war, weil er nicht widerrufen wollte, was er bei der Betrachtung des Römerbriefes gefunden hatte, schrieb er: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein

---

gute Wehr und Waffen!“ Als wir gestern Abend den 71. Psalm betrachteten und den ersten Vers nach der revidierten Übersetzung lasen: „In dir berge ich mich“, musste ich an eine notvolle Situation denken.

Unsere Jugendgruppe hatte ein Treffen mit dem Jugendkreis einer vogtländischen Versammlung vereinbart. Der Jugendkreis wollte am Sonnabend zu uns kommen, um zusammen mit unserer Jugend den Nachmittag bei Sport und Spiel zu verbringen. Wir hatten genügend Übernachtungsmöglichkeiten. Sie sollten gut bewirtet werden. Sie hatten sogar zugesagt, am Sonntag zusammen mit den Geschwistern Gemeinschaft am Tisch des Herrn und unter seinem Wort zu pflegen. Wir Älteren waren gespannt, welche guten Worte wir da hören würden.

Eine zahlreiche Schar reiste an. Am Nachmittag maßen sie auf dem nahen Sportplatz ihre Kräfte und Geschicklichkeit beim Fußball. Unser Jugendleiter wollte eigentlich nur als Schiedsrichter fungieren. Als jedoch einer der Jungen fehlte, musste er die entstandene Lücke ausfüllen. Als ältester unter ihnen versuchte er mit den anderen Schritt zu halten. Vielleicht könnte er durch ein Tor unsere Mannschaft zum Sieg führen. Die Chance war durchaus vorhanden. In guter Position eilte er mit dem Ball auf das Tor zu. Ein Spieler der Gästemannschaft kam ihm mit gleichem Tempo entgegen. Es gab einen unsanften Zusammenstoß. Plötzlich lag er flach. Er versuchte aufzustehen, doch es gelang ihm nicht. Er empfand keinerlei Schmerz, doch die Beine gehorchten ihm nicht mehr. Ein Arzt, der gerade in seinem ehemaligen Elternhaus zugegen war, kam schnell zur Stelle. Besorgt schüttelte er den Kopf. Der Patient sollte einige Gliedmaßen bewegen, konnte es jedoch nicht. Auf die Fragen, die dem Arzt gestellt wurden, vermied dieser eine klare Auskunft. Das könnte nur im Krankenhaus festgestellt werden. Er wollte das Wort „Querschnittslähmung“ nicht aussprechen.

Schnell war medizinische Hilfe zur Stelle. Vorsichtig wurde er auf eine Trage gebettet und in den Wagen geschoben. Geschockt

---

gingen die Jugendlichen auseinander, die Gäste fuhren nach Hause. Was die junge Ehefrau mit ihren drei kleinen Kindern empfunden und durchlitten hat, kann so leicht niemand nachempfinden. Wenn da dieser Fels nicht gewesen wäre, auf den sich beide gründeten, und die Burg ihnen unbekannt gewesen wäre, in der sie sich bergen konnten ... Die Befürchtungen des Arztes bestätigten sich. Zwei Halswirbel waren gebrochen. Das hatte eine Querschnittslähmung ausgelöst. Viele Gebete der Familie und der ganzen Versammlung stiegen zu Gott auf. Manche Geschwister meinten, dass unser Herr ein Wunder tun und heilen müsse, wie Er das damals als Menschensohn auf der Erde getan hatte. Doch das tat Er nicht.

Fünf Wochen erhielt ihn unser Herr auf der Intensivstation am Leben. Der Kranke war den Ärzten und Schwestern während dieser Zeit ein leuchtendes Vorbild. Eine ungläubige Krankenschwester bezeugte: „Wir waren in unserer Station vorher wie Hund und Katze, einer gegen den anderen. Durch das Verhalten dieses Patienten sind wir ernstlich angesprochen worden und haben wir wieder zusammengefunden!“

Nur seine Frau durfte ihn besuchen, es sei denn, der Kranke hatte einen besonderen Wunsch. Eines Tages bat er darum, dass ich zu ihm käme, um noch einmal mit ihm zu beten. Wir hatten das zuvor oft zu zweit getan. Mit bangem Herzen fuhr ich ins Krankenhaus. Was sollte ich nur sagen, wie konnte ich ihn ermuntern? Was wäre wohl jetzt das richtige Bibelwort? Als ich auf die Station kam, wurde ich zuerst desinfiziert und musste mir einen weißen Kittel anziehen. Nun stand ich vor seinem Bett. Nichts als Schläuche, Kabel, Apparaturen und Geräte ringsum. Wegen des Luftröhrenschnitts konnte er nicht sprechen, nur lispeln. Was aber sprach, waren seine Augen. Sie strahlten. Ich musste schlucken und kämpfen, um nicht den Tränen freien Lauf zu geben. Als ich die Bibel aufschlug, nickte er. Das war es, wonach er verlangte. Johannes 14: „Dein Herz werde nicht bestürzt“, so las ich ihm auf ihn bezogen vor. Dann las ich weiter von den Wohnungen im Vaterhaus, die unser Herr droben bereitet hat. Das

---

war das Wort, das für seine Situation passend war. Mir waren für den Besuch nur 10 Minuten gestattet. Sie waren schnell zu Ende. Das Gebet am Schluss war ein Dankgebet für die lebendige Hoffnung, die wir haben. Zuletzt hauchte er zum Abschied: „Ich bin ja geborgen in Jesu!“ Diese Hoffnung, diese Gewissheit, dies Geborgensein in dieser Situation zu sehen, hat mein Herz tief berührt und ist mir unvergesslich geblieben. Nur wenige Tage später nahm ihn der Herr zu sich. Da wiederholte der Chor zur Trauerfeier das Lied: „Ich bin ja geborgen in Jesu!“

### **Falsche Erziehung?**

Unter Tage. Die Bohrmaschinen ratterten. Der Schweiß lief bei der großen Wärme in Strömen herab. Bei dem ungeheuren Lärm konnten wir uns nur mit unserer gewohnten Zeichensprache unterhalten. Eine Unterhaltung war auch gar nicht nötig. Jeder Handgriff saß. Vor Schichtende sollte die vorbereitete Scheibe noch gesprengt werden. Der Schießmeister bereitete alles vor. Einer meiner Kumpels stieß mich an und zeigte mit dem Daumen hinter mich. Dort stand der Schichtsteiger. Er ging während der Schicht immer wieder sein Revier ab, um nach dem Rechten zu sehen. Er beobachtete besonders scharf, ob die Sicherheitsbestimmungen auch eingehalten wurden. Wir standen ja im Wettbewerb mit anderen Revieren, wer die wenigsten Unfälle hatte. Diesmal aber schien er etwas anderes auf dem Herzen zu haben. Er machte mir ein Zeichen, meine Maschine abzustellen und mit ihm zu kommen. Etwas unwillig tat ich das. Denn das bedeutete, dass die anderen noch mehr arbeiten mussten.

Nachdem wir uns ein gutes Stück vom Lärm entfernt hatten, kam er mit seinem Anliegen: „Mir ist es peinlich, was ich dir zu sagen habe. Es soll dich aber vor unangenehmer Überraschung bewahren. Ich habe den Auftrag, morgen ein Gespräch wegen deiner Kinder mit dir und dem SED-Vorsitzenden vor Ort zu führen. Die Schulleitung hat ein Hilfeersuchen an den Schacht gerichtet, dass

---

du umerzogen wirst. Deine Kinder würden von dir und deiner Frau gehindert, sich gesellschaftspolitisch zu betätigen. Wir sollten Mittel und Wege suchen, dich zum Umdenken zu bringen. Du weißt, dass ich Christen achte und schätze. An deiner Arbeit ist nichts auszusetzen. Ich gebe dir diese Information im Vertrauen weiter. Da kannst du dich auf das vorbereiten, was gegen dich geplant ist. Ich muss dabei gute Miene zum bösen Spiel machen. Wie gesagt, mir ist das sehr peinlich.“ Ich konnte mich nur bei ihm bedanken und schnell wieder an meine Arbeit zurückgehen.

Nun kamen die Gedanken wie die Wellen am Meer in mir auf. Was würde der von vielen gefürchtete Mann gegen mich vorbringen? Was würde es mir einbringen, wenn ich einen klaren Standpunkt vertrat? Würde ich mir schließlich eine andere Arbeit suchen müssen, bei der nicht die Ideologie, sondern die Leistung zählte? Als die Arbeitskollegen mich fragten, was der Steiger von mir gewollt habe, winkte ich nur ab. Das hätte dem Mann, der ja sehr um mich besorgt war, übel ausgelegt werden können. Wir schafften an diesem Tag dennoch unser Tagessoll. Diesmal fuhr ich nicht mit frohem Herzen mit meinem Motorrad heimwärts. Nachdem die Kinder abends zu Bett gebracht waren, fragte mich meine Frau, was mich bedrücke. Wie gut, alles auf doppelten Schultern tragen zu können. Sie strich mir die Falten von der Stirn. Ich erzählte ihr alles, und dann brachten wir das Anliegen gemeinsam vor unseren Herrn.

Als wir uns am nächsten Morgen verabschiedeten, versicherte mir mein lieber Schatz, an diesem Tag besonders für mich beten zu wollen. Den Kindern hatten wir nichts gesagt, um sie nicht gegen ihre Lehrer zu stimmen. Würden sie mich gleich vor dem Einfahren abfangen? Nein, die Schicht begann wie üblich. Immer dann, wenn ein Lichtschein am Arbeitsplatz sichtbar wurde, meinte ich, dass sie kämen. Endlich, als wir uns zum Frühstück auf einen alten Pfosten setzten, tauchten zwei Steigerlampen auf. Meine Kollegen befremdete es, dass ich schon wieder weggerufen wurde. Dachten sie wohl, dass ich zu Spitzeldiensten überredet werden sollte? Nur gut, dass ich informiert war, worum es ging.

---

Ich war richtig gespannt, wie der Funktionär das Gespräch beginnen würde. Er sprach mich ganz freundlich an und sagte mir, dass er mit meinem Steiger und dem Revierleiter über mich gesprochen habe. Auch erwähnte er, dass beide meine Einstellung zur Arbeit als sehr gut befunden hätten. Da wäre ich sicher bald mit einer Auszeichnung an der Reihe. Allerdings sei meine ideologische Einstellung nicht positiv zu bewerten. Ich unterbrach ihn gleich und erwiderte: „Sie meinen mein Christsein?“ „Genau!“, fuhr er fort. „Es gibt viele Christen, deren Kinder nicht abgehalten werden, bei den Pionieren mitzumachen, und die auch die Jugendweihe empfangen. Einige lassen sich sogar jugendweihen und holen später die Konfirmation nach. Da drücken wir schon ein Auge zu. Ich bin überzeugt, dass Ihre Kinder gerne das machen würden, was die Mehrheit tut, wenn Sie nicht so konservativ wären!“ Er schaute mich an, als wollte er in den Augen eine gewisse Zustimmung lesen.

Meine Frage, die ich ihm daraufhin stellte, schien ihm nicht in den Rahmen zu passen: „Haben Sie Kinder?“ Das erschien ihm wie eine Ablenkung vom Thema. Er bejahte die Frage. Ich bohrte weiter: „Suchen Sie für Ihre Kinder das Beste?“ Auch das musste er natürlich bejahen. „Unsere Meinungen darüber, was das Beste ist, gehen sicher weit auseinander! Muss aber die Entscheidung darüber nicht den Eltern überlassen werden, die die Verantwortung für ihre Kinder tragen? Sie schicken Ihre Kinder zu den Pionieren, weil Sie meinen, dass sie dort das Beste finden, wir aber schicken sie in den Kindergottesdienst, weil wir überzeugt sind, dass sie dort mit den besten Werten vertraut gemacht werden. Sie sind extra dazu eingefahren, mich in meiner Überzeugung umzustimmen. Wenn ich jetzt an Ihrer Stelle wäre, und ich würde Sie bitten, Ihre Kinder biblisch unterrichten zu lassen, wie würden Sie reagieren?“ Seine Brille war angelaufen, er musste sie erst einmal putzen. Schwitzte er wohl? Dann kam die Antwort: „Das würde ich natürlich zurückweisen.“ Da antwortete ich ihm: „Genau das tue ich auch für meine Kinder!“ Er fragte mich lediglich noch, ob das mein letztes Wort sei. Das bestätigte ich. Mit einem „Glück auf!“ verabschiedete er sich. Er gab mir

---

sogar die Hand. Was würde nun folgen? Unser Steiger gab danach seiner Genugtuung über dieses Gespräch Ausdruck. Was wurde von dem Gespräch wohl an unsere Schule weitergegeben? Oder würde sogar im Herzen dieses Funktionärs einmal eine Saat aufgehen?

## **Im Pflegeheim**

Wenn wir heute im Alten- und Pflegeheim Besuche machen, freuen wir uns über das hohe Niveau dieser Einrichtungen. Was für schöne luftige und gut eingerichtete Einzel- oder Doppelzimmer! Schwestern und Pfleger bemühen sich nach Kräften, alles Erforderliche zu tun. Freilich steht ihnen oft nur sehr wenig Zeit dafür zur Verfügung. Sonst könnten sie sicher viel mehr liebevolle Anteilnahme zeigen. Wenn jedoch jeder Handgriff genormt ist, bleibt keine Zeit, sich einmal an den Bettrand zu setzen und mit ein wenig Anteilnahme die Herzen zum Dank zu bringen. Da muss man Vergleiche mit früher ziehen: Uns wurde immer gesagt, dass das Sozialwesen der DDR Weltspitze sei.

Von Zeit zu Zeit besuchten wir eine Glaubensschwester, die wegen einer MS-Erkrankung und der dadurch erforderlichen Pflege in einem Pflegeheim untergebracht war. Solange es möglich war, hatten Schwestern der Versammlung sie abwechselnd zu Hause betreut. Doch nachdem ihr Mann bei einem Verkehrsunfall tödlich verunglückte, wurde weitergehende Hilfe erforderlich. Wie sehr haben wir mit dieser Schwester gelitten! Wenn wir sie besuchten, fanden wir meistens die darauffolgende Nacht keinen Schlaf.

Das Heim, in dem sie untergebracht war, war vorher ein Haus des evangelischen Diakonieverbandes gewesen. Da war die Pflege gut und liebevoll. Jetzt aber hatte der Staat das Haus für sich beansprucht. Waren jetzt überhaupt noch gläubige Schwestern angestellt? Jedenfalls war von dem Geist nichts mehr zu verspü-

---

ren. Ich verzichte darauf, Dinge zu berichten, die uns jetzt nach vielen Jahren noch immer innerlich erregen. Ein Besuch an einem Nachmittag soll aber einen Einblick geben, wie wenig wert ein Leben noch war, das den Staat nur Geld kostete. Das früher so eindrucksvolle Gebäude bot schon äußerlich einen fast trostlosen Eindruck. Von Einzelzimmern oder wenigstens Zweibettzimmern konnte man dort nur träumen. In dem Raum, in dem unsere Glaubensschwester untergebracht war, standen sieben Betten. Drei oder gar vier Pflegepatienten waren demenzkrank. Es war nicht möglich, ein Gespräch mit ihnen zu führen. Sie verhielten sich, als seien sie im Tran. Hatte man sie wohl mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt?

Wenn wir zu Besuch kamen, galt unser erster Blick natürlich unserer Bekannten. Sie lag ganz vorn an der Tür. Da sah es oft so aus, als seien ihre letzten Tränen noch nicht abgetrocknet. Wenn sie uns jedoch sah, ging ein Leuchten über ihr Gesicht. Sie versuchte, uns die Hände entgegenzustrecken, was ihr jedoch nicht gelang. Ihre Krankheit war weit fortgeschritten. Während meine Frau ihr einige Handgriffe tat, ging ich die anderen Betten ab, um alle zu begrüßen. Gegenüber lag die Frau eines Fabrikbesitzers. Sie stammte aus besserem Haus. Jetzt befand sie sich in solch einem Zustand! Sie reagierte nicht auf meinen Gruß. Neben ihrem Bett stand ein Fußschemel, den packte sie, hob ihn hoch und ließ ihn zu Boden fallen. Das war den ganzen Tag über ihre Lieblingsbeschäftigung.

Die Frau im dritten Bett weinte, als ich sie begrüßte. Wir sahen sie hier zum ersten Mal. Sofort begann sie mit ihrem Klagelied: „Ich bin von meinen Kindern betrogen worden. Sie sagten mir, meine Wohnung renovieren zu wollen und mich für eine Woche ins Heim zur Pflege zu bringen. Mir schwante schon nichts Gutes. Nachdem die Woche um war, holten sie mich nicht zurück. Wie ich von anderen Leuten hörte, ist inzwischen eine Enkelin dort eingezogen. Nun liege ich schon seit vier Wochen hier. Weil sie so beschäftigt sind, können sie natürlich kaum zu Besuch kommen. Hier ist alles so primitiv. Sehen Sie nur, es gibt in die-

---

sem Zimmer nur *eine* Klingel, und die ist vorn an der Tür bei der Frau, die sie nicht bedienen kann. Mitten in der Nacht fing eine Frau laut an zu schreien. Das hätte die Nachtschwester hören müssen. Doch niemand kam. Da meinte ich, helfen zu müssen, wenigstens die Klingel zu bedienen. Ich stieg aus dem Bett, rutschte aus und konnte nicht mehr aufstehen. Nun riefen wir zu mehreren Frauen. Bis 5 Uhr lag ich auf dem Boden, bis endlich jemand kam. Von der anderen Station wurde ein Pfleger geholt, der mithelfen sollte, mich ins Bett zu heben. Doch das war nicht möglich, weil ich solche Schmerzen hatte. Nach langer Zeit kam endlich der Arzt, der für das Haus zuständig ist. Er stellte einen Schenkelhalsbruch fest. Vorsichtig wurde ich ins Bett gelegt. Ich dachte, man würde mich ins Krankenhaus bringen. Doch der Doktor sagte, dass das Bein auch hier heilen könnte. Ich müsste nun schön ruhig liegen bleiben. Offensichtlich teilen meine Kinder diese Meinung.“ Sie begann zu weinen: „Dass man so etwas einem Menschen und einer Mutter antun kann!“

Was soll man da zum Trost sagen? Wie gut, auf den hinweisen zu können, der uns so liebt, dass Er sein eigenes Leben für uns hingegeben hat. Unsere Glaubensschwester wurde kurz danach in ihre ewige Heimat abgerufen. Wie mag es jedoch dieser betroffenen Mutter weiterhin ergangen sein? Was wird aus den Kindern werden, die das vierte Gebot so missachtet haben?

### **So sorgt Gott**

Die bitterste Zeit meines Lebens begann. Der Krieg mit seinen Gefahren und Strapazen war kein Honiglecken. Jetzt jedoch war die Würde des Menschen und sein Adel als Krone der Schöpfung völlig außer Kraft gesetzt. Das Los als Kriegsgefangener musste durchlitten werden. Der letzte Befehl für uns als Soldaten bestand darin, den bis nach Württemberg vorgedrungenen amerikanischen Soldaten Einhalt zu gebieten. Der Hauptmann unseres aus allen Waffengattungen neu zusammengestellten Hau-

---

fens sagte vor dem Angriff zu uns: „Kameraden, es ist Wahnsinn, was von uns gefordert wird. Doch noch sind wir Soldaten und haben zu gehorchen!“ Der erste Schuss beim morgendlichen Angriff traf ihn und löschte sein Leben aus. Und viele andere starben mit ihm oder wurden verwundet. Wir, der Rest, wurden gefangen genommen. Wir wurden bis nach Worms in ein riesiges Sammellager transportiert und harrten dort der Dinge, die nun kommen sollten.

Es mögen einige tausend Soldaten gewesen sein, die drei Tage später auf große Sattelschlepper verladen wurden. Wir kamen uns wie Schlachtvieh vor, das zum Schlachten weggebracht wird. Eine Laufplanke war der Weg zur Ladefläche. Links und rechts standen amerikanische Soldaten, die uns mit einem Knüppel in der Hand zählten. Jeder Sattelschlepper sollte 120 Gefangene aufnehmen. Im Laufschrift mussten wir die Steigung überwinden. Wenn es nicht schnell genug ging, halfen die Knüppel nach. Bald standen wir Mann an Mann zusammengepfercht. Ein Konvoi von vielen Fahrzeugen setzte sich in Bewegung. Ein farbiger Amerikaner nahm hinter dem Steuer unseres Wagens Platz. Mitten in diesem Pulk ging es durch die Stadt und dann durch einige Dörfer. Mitleidige Blicke trafen uns aus vielen Fenstern. Die Menschen schauten eifrig, ob sie nicht etwa Bekannte unter den Gefangenen sahen.

Auf einmal schien der Motor zu streiken: „Pfapp! Pfapp! Pfapp!“ Unser Auto blieb am Straßenrand stehen. Alle anderen überholten uns. Der Fahrer unseres Wagens stieg aus und öffnete die Kühlerhaube. Der Offizier, der uns begleitete, hielt an und fragte nach der Ursache. Er gab seine Anweisung und fuhr dann weiter. Unser Fahrer lachte und setzte sich an den Straßenrand. Ihm war wohl das Fahren in der Kolonne auf den Wecker gegangen, deshalb hatte er eine Panne vorgetäuscht. Auf der gegenüberliegenden Seite war ein Schrebergarten, in dem die Leute bei schönem Frühlingswetter werkelten. Zaghafte kamen einige unserem Fahrzeug näher. Würde der Fahrer protestieren und sie wegjagen? Doch er tat so, als ginge ihn das alles nichts an.

---

Ein älterer Mann fragte uns, ob sie etwas für uns tun könnten. Es war der Bürgermeister des kleinen Ortes gegenüber. Ihm kam ein guter Gedanke. Er forderte die Leute auf, die aufgeteilten Lebensmittel zu holen und uns zu geben. Nicht weit entfernt war ein früheres Verpflegungslager der Armee. Die Dorfbewohner hatten es ausgeräumt und unter sich verteilt. Nun liefen sie los und holten mit Handwagen die Konservendosen mit Fleisch und Wurst. Dann hielten sie die kostbaren Schätze hoch. Jeder von uns durfte sich zwei Büchsen nehmen. Würde unser gutmütiger Fahrer auch das zulassen? Ja, er hatte sogar seinen Spaß daran. Schade, dass wir nicht nach dem Namen des Ortes und des Bürgermeisters gefragt haben. Ich hätte mich gern nach Beendigung der langen Gefangenschaft noch einmal persönlich bei ihm bedankt.

Nun schloss unser Fahrer wieder die Motorhaube des Wagens. Sofort sprang der Wagen an. Wir winkten den uneigennütigen Leuten nach, bis wir sie nicht mehr sehen konnten. Mit Volldampf brauste unser Schlepper nun dahin, dass wir Sorge hatten, die Bordwände könnten in den Kurven brechen. Es war nicht möglich, die anderen wieder einzuholen. Das hatte unser Fahrer, der nun unser Freund war, offensichtlich auch gar nicht vorgehabt.

Das Ziel unserer Fahrt war ein Ort in der Nähe von Bad Kreuznach. Ein riesiges Feld, mit Stacheldraht und Wachtürmen umzäunt, nahm uns auf. Kein Dach über dem Kopf. Vorläufig keine Küche, die uns mit dem Notwendigsten zum Leben versorgt hätte. Jeder suchte sich ein freies Plätzchen, um sich eine Mulde zu graben, um wenigstens vor dem Wind geschützt zu sein. Mir läuft es jetzt noch kalt den Rücken herunter, wenn ich an diese Zeit zurückdenke. Wie viele mögen in den Wochen oder gar Monaten in diesem Lager gestorben sein? Jede grüne Spitze von Gras und anderen Gewächsen aßen wir wie das wiederkäuende Vieh. Ganz zuchtvoll bin ich mit der Büchse Wurst und Fleisch umgegangen: jeden Tag einen Löffel. Ich bin überzeugt, dass mir das das Leben gerettet hat. Mein himmlischer Vater wusste, was für mich in dieser Zeit nötig war, und hat es mir in seiner Sorge um mich geschenkt.

---

## Noch gerettet?

Fleißig war er mit seinen beiden Geschwistern zur Sonntagschule gegangen. Seine gläubigen Eltern achteten darauf. Anfangs gesellte er sich zu den Jugendlichen, wenn sie zusammenkamen. Bald aber kam er nur noch sporadisch. Und dann blieb er ganz weg. Ob wohl ein Mädel, das er kennengelernt hatte und das Gott fern war, den Ausschlag dazu gegeben hatte? Dann heiratete er sehr jung. Beide ließen die Verbindung zu anderen Gläubigen einfach ruhen. Alle Ermunterungen und Ermahnungen der Eltern nützten nichts. Wie viel mögen die Eltern wohl für sie gebetet haben? Schließlich gingen die Eltern heim zu ihrem Herrn und nahmen die Trauer um den jüngsten Sohn mit.

Mehr als 50 Jahre waren darüber ins Land gegangen. Nicht, dass unser Herr bei ihnen beiden etwas unversucht gelassen hätte, sie zu sich zu ziehen. Er ließ einen schweren Motorradunfall zu, sicher, um sie zum Nachdenken zu bringen. Sie wurden vom Gegenverkehr von der schmalen Straße abgedrängt, durchbrachen ein Gelände und stürzten einen Felsabhang 10 Meter hinab, hinunter auf ein Bahngleis. Was wäre geschehen, wenn in dem Augenblick ein Zug gekommen wäre! Man konnte den Eindruck haben, dass der Herr selbst seine Hand über sie hielt, dass nicht Schlimmeres geschah. Vielleicht rührte sein Rückenleiden daher? Das war die Ursache, dass er Frührentner wurde. Sie bezogen eine schöne Neubauwohnung. Nun schien die Abendsonne ihren Lebensabend zu verschönen. Doch da bekam er Beschwerden. Ein Arzt wurde zu Rate gezogen. Das Blut war nicht in Ordnung. Der Arzt überwies ihn zu einer gründlichen Untersuchung ins Krankenhaus. Dort stellten sie eine Erkrankung des Magen-Darmbereichs fest. Schnell wurde er operiert. Der Krebs war jedoch schon zu weit fortgeschritten, so dass sich Metastasen im ganzen Körper gebildet hatten. Der Chefarzt führte ein langes Gespräch mit ihm und sagte ihm, dass er zu spät gekommen sei. Er wurde nach Hause entlassen, um dort seine letzten Tage zu verleben.

---

Ein alter Bruder, der früher sein Sonntagsschullehrer gewesen war, empfand tiefes Mitleid mit ihm. Er schrieb ihm einen Brief ins Krankenhaus. Leider kam keine Rückantwort. In der Versammlung wurde für ihn gebetet. Wäre es nicht gut, ihn einmal zu besuchen? War das überhaupt erwünscht? Der Bruder musste daran denken, dass dieser Mann möglicherweise für ewig verloren war, und machte sich auf den Weg, um mit ihm zu sprechen. Ja, er wurde zu dem Patienten hereingelassen. Er erschrak über das Aussehen des Kranken. Er konnte nichts mehr essen und wurde über eine Magensonde künstlich ernährt. Nach einem leisen Händedruck kam es sofort über seine Lippen: „Ich habe nur noch ein paar Tage zu leben!“ Der Bruder war wegen der Offenheit fast geschockt. Er fragte ihn: „Und was dann? Dir ist doch bewusst, dass es danach weitergeht, oder?“ Der Bruder sagte dem Kranken, dass der Herr Jesus Sorge getroffen hat, uns zu sich in den Himmel zu holen. Er schlug seine Bibel auf, nachdem er ihn gefragt hatte, ob er ihm etwas vorlesen dürfe. Die Frau des Kranken zog ihren Stuhl ans Bett und hörte ebenfalls andächtig zu: „Kommt her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“ Das war ja genau seine Situation. Was für eine Mühsal! Was für ein Schmerz! Der Bruder wies ihn darauf hin, wie leicht wir Menschen zum Heiland kommen können. Dann las er ihm noch das kurze Gebet des Zöllners im Tempel vor: „O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“ Der Zöllner kehrte gerechtfertigt in sein Haus zurück. Wollte der Kranke nicht auch gerechtfertigt von hier weggehen, um beim Herrn zu sein? Der Bruder fragte ihn, ob er noch beten dürfe. Der Kranke nickte zustimmend.

„Herr Jesus, öffne in Deinem Erbarmen das Herz dieses so schwergeprüften Mannes, damit er Dich noch suchen und finden kann. Lass ihn noch durch die enge Pforte gehen! Amen!“ Er und seine geliebte, mitleidende Frau sprachen ein lautes „Amen!“ Dann ließ die Spannkraft des Patienten nach. Die

---

nächste Schmerzenswelle war im Anmarsch. Der Bruder wollte sich verabschieden und versprach, in ein paar Tagen wiederzukommen. Der Schwerkranke hielt jedoch seine Hand fest: „Ich habe noch eine Bitte. Würdest du meine Beerdigung übernehmen?“ Sollte der Bruder das zusagen? Er gab ihm zur Antwort, dass das seine Angehörigen bestimmen würden. „Nein!“, sagte er, „das ist mein letzter Wunsch, das bestimme ich!“ Um ihn zu beruhigen, wurde die Zusage dazu gegeben.

Vier Tage später wurde der Besuch wiederholt. Dabei sollte mit ihm abgeklärt werden, was bei einer Trauerfeier bezeugt werden könnte. Konnte da ein Wiedersehen in der Herrlichkeit des Himmels bezeugt werden, oder müsste verschwiegen werden, wo er gelandet wäre, und könnte nur das Evangelium weitergegeben werden? Leider kam das Gespräch nicht mehr zustande, der Totenkampf hatte schon begonnen. Wenige Stunden später war er am Ziel. Welches Ziel war es? Hat Gott ihm durch die Leiden noch die Gnade geben können, Ihn zu finden? Große Hoffnung dafür ist vorhanden.

Die Beerdigung war ein Zeugnis der wunderbaren Gnade Gottes und eine Aufforderung an die vielen Fernstehenden, die Entscheidung nicht bis zum letzten Augenblick aufzuschieben. Sie schloss mit der Aufforderung: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“

## **Sauerkraut**

Was war das für eine schöne Zeit! Nach meiner Verwundung in Russland wurde ich, weil ich für die Front noch nicht wieder einsatzfähig war, für 6 Wochen ins Allgäu zu einem Bergbauern geschickt, um ihm bei der Heuernte zu helfen. Drei Bauerngehöfte befanden sich dort in etwa 1000 Meter Höhe. Von dort aus hatte man eine wunderschöne Aussicht ins Tal und auf die grandiosen Berggipfel. Wie gut tat es, einmal aus dem Lärm und Stress

---

des Soldatenalltags herauszukommen und sich fern von allem Kriegslärm in solch einer Umgebung der Ruhe und des Friedens aufhalten zu können.

Der Bauer hatte Hilfe angefordert, weil seine beiden Söhne zur Armee eingezogen worden waren und er nicht wusste, wie er mit seiner Frau und einer alten Oma die ganze Heuernte einbringen konnte. Die Kasernen gaben gern Soldaten ab, die noch nicht ganz geheilt waren und in solch einer Umgebung wieder zu Kräften kamen. Solch ein Glücklicher war ich im Sommer 1944. Freilich war auch dieses Land nicht ganz vom Krieg verschont. Von der Höhe aus konnte man gut beobachten, wie amerikanische Flugzeuge eine Woche lang München bombardierten und jeden Tag einen anderen Stadtteil in Schutt und Asche legten. Doch München war weit weg, und der Gesang der Vögel und all die anderen Tierlaute vermittelten eine Atmosphäre der Kriegsferne.

Nicht immer ganz einfach für die Verständigung waren die gegensätzlichen Dialekte, doch oft gaben sie Anlass zur Heiterkeit. Die Bauersleute konnten kaum Hochdeutsch sprechen. Ich habe oft eher geahnt als verstanden, was sie mir sagen wollten. Nur gut, dass an den Vormittagen ein 19-jähriges Mädels von einem der Nachbarhöfe kam, um mitzuhelfen. Anscheinend war sie die Geliebte eines der eingezogenen Söhne. Sie spielte zu ihrer Belustigung Dolmetscherin. Sie konnte schaffen wie ein Mann. Sie lehrte mich sogar, an den Berghängen mit der Sense umzugehen. Da gab es manchen harmlosen Spaß miteinander.

Jeden Morgen musste ich mit einem zweirädrigen Karren die frischgemolkene Milch zur Molkerei weit unten im Tal fahren. Das Mädels molk zuerst auf ihrem kleineren Hof die Kühe, die nicht zur Alm aufgetrieben worden waren. Dann trafen wir uns jeden Morgen auf dem Weg zur Käserei. An der Weggabel zu ihrem Hof warteten wir aufeinander. Gemeinsam war der Weg nicht so langweilig. Anfänglich war sie ziemlich wortkarg, so dass ich es war, der hauptsächlich sein Mundwerk gebrauchen musste. Mit der Zeit aber taute sie auf und erzählte mir viel aus

---

ihrem Leben der Abgeschiedenheit. Wir konnten uns sogar über religiöse Themen unterhalten, denn sie war eine treue Katholikin. Mir saß da oft der Schalk im Nacken. Einmal erzählte sie, dass sie viele Zentner Heu für die Armee abliefern müssten. Augenzwinkernd meinte sie da: „Weißt du, das Gras und die Kräuter, die hart sind und viele Strünke haben, die wir unseren Kühen nicht geben wollen, die liefern wir da ab!“ Ich schaute sie entsetzt an und antwortete: „Aha, jetzt weiß ich auch, warum wir so schlechtes, mit Strünken versetztes Sauerkraut zu essen bekommen!“ Da hatte ich aber etwas angerichtet. Sie schaute mir voll ins Gesicht. „Wie, wird denn aus dem Heu Sauerkraut gemacht?“ Ich wollte kein „Ja“ sagen, fragte aber dagegen: „Woraus denn sonst?“ Darüber hatte sie offensichtlich noch nie nachgedacht. Ich dachte, sie würde den Scherz schnell wieder vergessen. Das war jedoch nicht der Fall.

Am nächsten Tag kam nach dem Mittagessen ihr Vater, der Landwirt des Nachbargutes, zu unserem Hof und suchte mich. Er hatte eine Frage, die ihn sehr beschäftigte: Ob unser Sauerkraut bei der Armee wirklich aus ihrem Heu gemacht würde. Wenn das so wäre, fühle er sich schuldig. Vielleicht hatte er schon daran gedacht, beim Priester zur Beichte zu gehen und ihm das zu bekennen. Was wäre wohl die Folge gewesen? Ich wurde, als ich so vor ihm stand, abwechselnd weiß und bis hinter die Ohren rot. Ich war offensichtlich der erste evangelische Christ, mit dem sie in Berührung gekommen waren, und hatte sie mit diesem Scherz belogen. Ich habe ihm zu erklären versucht, dass das nur ein Scherz war. Er schüttelte den Kopf, weil er das nicht so sah. Was sollte ich nun tun? Ich konnte ihn nur herzlich bitten, mir die unbedachten Worte zu vergeben. Bei dem Mädels entschuldigte ich mich ebenfalls. Sie haben mir zwar zum Zeichen der Vergebung die Hand gereicht, ob sie das aber auch von Herzen getan haben, ist mir unklar geblieben.

Ich bat auch meinen Herrn um Vergebung, weil ich durch unbesonnenes Reden diese einfältigen Leute verletzt hatte. Mir wurde klar, wie wichtig es ist, was Jakobus im 3. Kapitel seines

---

Briefes schreibt. Lasst uns immer wieder beten: „Herr, lass das Sinnen meines Herzens und das Reden meines Mundes wohlgefällig vor dir sein!“

## Schnee

Der Winter war vorüber, nun auch der Frühlingsanfang. Diesmal schien die ganze Natur sich dem Termin angepasst zu haben. War das ein Blühen und Grünen. Es war, als hätte alles schon den Schmuck für das Osterfest angelegt. Tulpen, Narzissen und eine Fülle meist unbeachteter Frühblüher übersäten die Gartenwiese mit ihren bunten Farbtupfern. Das milde Wetter hatte sogar die Kirschbäume schon zum Blühen gebracht. Unsere Schattenmorelle vor dem Haus sah wie ein riesiger Schneeball aus. Die Bienen summten darin, dass es eine Lust war, ihrem emsigen Treiben zuzuschauen. Da meldete der Wetterbericht im Radio noch einmal Frost. Oder hatte ich mich verhört?

Als wir am nächsten Morgen erwachten, hatten sich die grünen Fluren um uns her in Weiß verwandelt. Mindestens 20 Zentimeter Schnee waren in der Nacht gefallen. Und es bröselte noch vom wolkenverhangenen Himmel. Das Thermometer zeigte einige Minusgrade an. Da waren an unserem Sauerkirschbaum keine Blüten mehr zu sehen. Ja, es bestand sogar Gefahr, dass die Äste und Zweige die Schneelast nicht halten könnten und brechen würden. Sie bogen sich unter ihrer Last. Schnell zog ich mir die Stiefel an, um Abhilfe zu schaffen. Ich wollte die einzelnen Äste einfach abschütteln.

In dem Augenblick kam jedoch ein Gärtnermeister im Ruhestand zu Besuch zu uns. Als ich ihm von meinem Vorhaben erzählte, wehrte er ab. Er meinte, wenn ich das tun würde, würde der Baum in diesem Jahr sicher keine Früchte bringen. Ich solle den Schnee ruhig auf den Blüten liegen lassen. Er sei ein Schutz vor dem Frost. Die Zweige seien biegsam genug, die Last auszu-

---

halten. Als ich zum Nachbarn hinüberschaute, sah ich, wie der in seinem Garten den Schnee von den Ästen herunterschüttelte. Die Blüten und das frische Blattwerk wurden wieder sichtbar.

Doch dann drehte der Wind auf Nord-Ost. Es wurde noch einmal bitterkalt. Das hielt allerdings nur eine Nacht an, und dann fing es an zu tauen. Ich war nun gespannt, ob die Früchte wachsen und reifen würden. Hatte der Schnee die Blüten beschädigt? Oder hatte der Frost den vom Schnee befreiten Bäumen des Nachbarn geschadet? Die Blüten seines Baumes bekamen am Blütenkelch schwarze Punkte. Keine Bienen flogen dorthin, um sie zu bestäuben. Sie schienen sich alle auf unseren Baum zu konzentrieren. Der Fruchtansatz wurde nach und nach sichtbar. Zuletzt war es eine Augenweide, die reifenden Kirschen zu sehen. Der Nachbar schüttelte den Kopf darüber, dass er völlig leer ausging. Die meisten Gartenbesitzer hatten an dem Schneetag ihren blühenden Bäumen zu Hilfe kommen wollen und dabei das Verkehrte getan. Hätte ich den Rat des weisen Gärtners nicht befolgt, wäre es uns nicht anders ergangen. Auch mein Baum hätte keine Frucht gebracht. Nun war es ein Schauspiel, die Stare und Amseln und Drosseln beim Naschen zu sehen. Sollten sie sich ruhig etwas Gutes gönnen. Hätte der Schnee während der Blüte nicht den Baum bedeckt, hätte es ja auch für uns keine Ernte gegeben. Schließlich konnten wir ein paar große Wassereimer voll Kirschen ernten. Unser Herz war voll des Lobes und Dankes unserem weisen Schöpfer und Erhalter gegenüber. Oft verstehen wir sein Handeln nicht und meinen, Ihm durch unser Tun zu Hilfe kommen zu müssen. Ach, und dabei pfuschen wir Ihm ins Werk und können sogar das verderben, was Er so gut geplant und vorbereitet hat.

Manchmal gleichen wir solch einem Kirschbaum. Nach der Winterstarre, im Zustand des Verlorenseins, ist es in unserem Leben zum Frühling gekommen. Die Strahlen der Liebe Gottes haben unser Herz erreicht. Er hat uns wie einen toten Baum zum Leben erweckt. Neues Leben wurde geschenkt. Es begann geistlich zu grünen und zu blühen. Da konnten wir singen: „Immer fröhlich! Alle Tage Sonnenschein!“ Doch plötzlich verdunkelte sich

---

der Himmel über uns. Die Gnadensonne schien verschwunden zu sein. Eine Krankheit oder das Unverständnis anderer legte sich auf das aufblühende Leben. Ein bitteres „Warum“ kam im Herzen auf. Wollte Gott denn unser blühendes Leben ersticken? Oder war es der Feind, der uns zu schaden suchte? Andere wollten zu Hilfe kommen und meinten, solche Lasten abschütteln zu müssen. Wie oft wird dann ganz falsch gebetet. Lasst uns stattdessen wie der Gärtnermeister dahin wirken, dass die Last so lange bleibt, bis Gott sie wieder wegnimmt. Eigenmächtige Hilfe ist ganz fehl am Platz. Unser Herr muss oft eigenwilliges Blühen dämpfen. Er ist es, der eine Last auferlegt. Unter ihr, in so finsternen Tälern, suchen wir wieder neu sein Angesicht und erleben seine Nähe. Wenn Er den Schnee und die Kälte des Leides wegnimmt, wird sichtbar, dass uns das zum Besten gedient hat. Bleiben wir getrost unter dem, was Er auferlegt! Dadurch werden wir befähigt, die Frucht des Geistes für Ihn zu tragen.

## **Raus!**

Bei einem Ausflug mit Geschwistern der Versammlung wurde ich an eine Begebenheit erinnert, über die ich jetzt noch schmunzeln muss. Damals war mir jedoch nicht zum Lachen zumute. Salzburg! Schöne Erlebnisse gab es dort während der kurzen Zeit des Aufenthalts bei der „Kompanie der Genesenden“. Es war eigenartig, dass ich als Sachse mit Kameraden, die fast alle aus Bayern und Österreich stammten, zusammengekommen war. Das lag wohl daran, dass wir als Fahrradkolonne vom RAD (Reichsarbeitsdienst) bis zum Kaukasus gestrampelt waren. In Krasnodar wurden wir – ohne zuvor die Heimat erst noch einmal gesehen zu haben – in die Armee übernommen. Im Kaukasusgebirge waren Gebirgsjäger stationiert. So war ich Gebirgsjäger geworden.

Nach einer Verwundung wurde ich vom Lazarett zur „Kompanie der Genesenden“ unserer Einheit nach Salzburg über-

---

wiesen. Das waren alles mir unbekannte Kameraden. Ob wohl einer von ihnen den evangelischen Glauben hatte? Oder gab es in Salzburg eine Möglichkeit, das Wort Gottes unter solchen zu hören? Wenn ich Ausgang hatte, lief ich durch die Straßen der Stadt und suchte nach einem Hinweisschild, das zu einer Gemeinde führen könnte. Vergebens. Vorsichtig fragte ich bei meinen Kameraden nach. Die meisten kannten die Stadt ebenfalls nicht und zeigten auch kein religiöses Interesse, obwohl sie sich Christen nannten. Als ich einen einheimischen Mann fragte, verwies er mich an irgendeine Sekte, die in einem Hinterhaus ihr Domizil hätte. Damit wollte ich jedoch nichts zu tun haben.

Das Wochenende kam. Ich hätte so gerne Glaubensgeschwister kennengelernt. Wo sollte ich sie aber finden? Da kam mir der Gedanke, einen katholischen Priester zu fragen. Sollte ich seine Hilfe in Anspruch nehmen? Der konnte mir sicher Auskunft geben. Christen sind ja verpflichtet, Rat und Hilfe zu leisten. Es schien zwar ein gewagtes Unterfangen zu sein, dennoch machte ich mich auf den Weg. Am Pfarrhaus angekommen, holte ich erst einmal tief Luft, ehe ich das kleine Glöckchen an der Tür bediente. Elektrische Klingelanlagen gab es damals noch nicht. Es dauerte eine lange Zeit, ehe ich ein Geräusch im Haus hörte. Mir erschien die Zeit wie ein Stück Ewigkeit. Die Tür öffnete sich. Ein wohlbeleibter bärtiger Mann in Zivilkleidung grüßte freundlich. Er lud mich mit einer Handbewegung ein, ins Haus zu kommen. Er ging voraus. Im Flur blieb er stehen und fragte mich nach meinem Anliegen. Ich sagte ihm, dass ich nur eine Frage auf dem Herzen hätte. „Bittschön!“, sagte er. Ich eröffnete ihm, dass ich auf der Suche nach evangelischen Gläubigen sei: „Ich habe gehört, dass es hier in Salzburg eine kleine Gruppe von ...!“ Weiter kam ich nicht. Das freundliche Gesicht lief rot an. Fing sein Bart wohl gleich Feuer? Er wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger zur Tür, durch die er mich so freundlich hereingelassen hatte. Nur ein Wort presste er aus seinen zornigen Lippen: „Raus!“ Das habe ich mir nicht zweimal sagen lassen.

---

Ich hatte den Eindruck, dass er seinen Worten beinahe auch mit Muskelkraft nachgeholfen hätte, mich ins Freie zu befördern. Ich verließ den Ort schnell, als sei ich vor den Russen auf der Flucht. Ich hörte noch, wie er Schimpfworte in seinen Bart murmelte. Ich fragte mich, was ich wohl falsch gemacht hatte, ihn so zu reizen. Als ich das später einem meiner katholischen Stubenkameraden erzählte, bekam er fast einen Lachkrampf. Er sagte mir, dass ich sein Haus verunreinigt hätte. Luther und seine Anhänger seien ja vom Papst verflucht. Da dürfte ich mich über seine Reaktion nicht wundern.

Mir bleibt natürlich die Frage, ob sich im Zeitalter der sogenannten Toleranz da etwas geändert hat. Wenn ich katholische und evangelische Bischöfe nebeneinanderstehen und die „Einheit des Geistes“ verkündigen sehe, kommt mir diese Begebenheit in Erinnerung.

### **Für Jesus begeistern**

„Begeistern“ scheint jetzt zu einem Schlagwort zu werden, um Gemeinden, die man für mit alten Traditionen verkrustet hält, zu neuem Schwung und in Bewegung zu bringen. Das Anliegen mag gut sein, ob aber die angewandten Methoden dem Wort Gottes entsprechen, ist eine offene Frage. Zuerst einmal finden wir das Wort „Begeisterung“ nicht in der Bibel. Außerdem spielt das Gefühl häufig eine große Rolle, wodurch man Menschen zur Hingabe an den Herrn Jesus bringen will. Der Geist Gottes will jedoch keine Begeisterung in uns wecken, sondern echte Hingabe. Als große Volksmengen unserem Herrn beim Einzug in Jerusalem begeistert zujubelten, war ihre Begeisterung nach drei Tagen schon verflogen. Stattdessen schrien sie aufgeputscht: „Kreuzige ihn!“ So schnell können sich durch Begeisterung manipulierte Gefühle wandeln.

Eine Begebenheit vor einigen Jahren hat mich im Blick auf diesen Begriff sensibel gemacht. Eine großangelegte Jugendveran-

---

staltung fand statt. Etwa 500 Jugendliche waren angereist. Weil unser Raum zu klein war, wurde uns die große Kirche des Nachbarstädtchens zur Verfügung gestellt. Es war schon bewegend, in der DDR-Zeit solch einen Strom junger Leute zu sehen. Wie mag das die SED-Oberen geärgert haben. Es war schon etwas Besonderes, wenn man dabei sein konnte, wie Loblieder aus frohen und frischen Kehlen zu hören waren. Und dann gab es eine klare Botschaft. Der Herr Jesus wurde groß gemacht. Der Anspruch, Ihm unser Leben hinzugeben, wurde klar und deutlich formuliert! Danach trat eine Stille ein, die bewies, dass die Botschaft angekommen war. „Jetzt müsste aus der Stille heraus eine Gebetsgemeinschaft mit Anbetung dieses Herrn, der so groß gemacht worden war, erfolgen“, dachte ich. Plötzlich stand ein Bruder auf, der für die Veranstaltung mitverantwortlich war, und meinte: „Dieser Herr, der jetzt verkündigt worden ist, ist es wert, dass wir Ihm unsere Begeisterung zeigen. Wir wollen Ihm jetzt einmal Beifall klatschen!“ Und nun begann das, was für mich bis heute ein warnendes Beispiel geblieben ist. Er fing an zu klatschen, und die Masse der jungen Leute tat es ihm nach. Die Stimmung wurde so aufgepeitscht, dass schließlich nicht nur Hände, sondern auch Beine in Bewegung kamen. Die jungen Leute fingen an zu stampfen und zu trampeln, dass der Lärm kaum zu überbieten war.

Ich musste dabei an den Propheten Elia am Sinai denken. Nacheinander erlebte Elia einen Wind, ein Erdbeben und ein Feuer. Doch der HERR war weder in dem Wind noch in dem Erdbeben und dem Feuer. Gott ließ sich persönlich im Ton eines leisen Säuselns erleben (1Kön 19,11–13). Wer Ihm begegnen will, braucht die Stille! Auch beim Einzug in Jerusalem, in der begeisterten Menge, wurde unser Herr nicht erlebt. Die Griechen, die den Wunsch hatten: „Wir möchten Jesus sehen“, mussten aus der Menge herausgeführt werden. Der Herr führte sie nicht auf eine Höhe der Begeisterung, sondern konfrontierte sie mit seinem Tod.

Tieftraurig bin ich von dieser Veranstaltung weggegangen. Dem Feind war es gelungen, den Anspruch unseres Herrn zur Hin-

---

gabe an Ihn durch diesen Begeisterungsrausch zunichte zu machen. In der Stille unter Gebet hätte der Heilige Geist sein Werk tun und eine Wiedergeburt bewirken können.

Als wir abends den Tag innerhalb der Jugendgruppe auswerteten und die Frage stellten, was das Schönste an diesem Tag gewesen sei, kam von den meisten jungen Leuten die Antwort: „Das Klatschen!“ Im Galaterbrief lesen wir, dass das Fleisch gegen den Geist gelüftet! An diesem Nachmittag hatte es wieder einmal den Sieg davongetragen. Persönlich ist mir das eine Warnung geworden.

## **Straßenfeger**

Dem Hungerlager waren wir entflohen. Ob die Zahl der Gefangenen, die in den großen Massslagern der Amerikaner kurz vor Kriegsende ihr Leben lassen mussten, weil sie verhungerten, erkrankten oder von den Wachtürmen aus erschossen wurden, einmal bekannt werden wird? Wie groß war die Furcht davor, in russische Gefangenschaft kommen zu müssen. Da kam uns das Los der Gefangenen bei den Amerikanern wie ein Leben im Paradies vor. Wie groß aber war die Ernüchterung, als sich das Paradies als Hölle entpuppte. Das Leben als Gefangener war als lebensunwert erklärt, ob man da in den Händen der Russen, der Amerikaner oder der Franzosen war. Letzteres sollten wir auch noch erfahren.

Wie sehnte man sich danach, dem Schlamm und der Hoffnungslosigkeit der großen Lager hinter Stacheldraht wenigstens für ein paar Stunden zu entkommen. Das geschah, wenn man die Chance hatte, einem Arbeitskommando zugeteilt zu werden. An einem Morgen wurden beim Zählappell Sanitäter für einen Einsatz gesucht. Da sich nicht genug meldeten, wurde gefragt, wer Erfahrung in diesem Bereich habe. Ich meldete mich und wurde angenommen. Wir wurden in einem Lazarett der Amerikaner in der Nähe eingesetzt, um die Drecksarbeiten zu verrichten.

---

Das hatten vorher italienische Gefangene getan. Sie waren entlassen worden. Was war das doch für ein ganz anderes Leben! Wir mussten die einzelnen Zimmer säubern, den Müll beseitigen und in der Küche helfen. Den amerikanischen Patienten war streng verboten, sich mit uns zu unterhalten. Für die meisten waren wir die verfluchten Deutschen.

Wir mussten die Essensreste in die großen Mülltonnen entsorgen. Doch wir waren sehr ausgehungert. Als ich das Einzelzimmer eines schwarzen Patienten säuberte, fragte er mich mit Handzeichen, ob ich Hunger hätte. Er hatte seine Portion überhaupt nicht angerührt. Er bedeutete mir, mich an sein Bett zu setzen und zu essen, er würde zuschauen. Er strahlte, als ich erst die Hände faltete, um zu beten. Wehe, wenn jemand uns gesehen hätte!

Das Lazarett wurde nach kurzer Zeit geräumt. Wir hatten Sorge, ins Massenlager zurückkehren zu müssen. Nein, wir wurden verladen und nach Metz gebracht. Dort befand sich ein großes Arbeitslager voller Gefangener. Da gab es richtige Unterkünfte. Jeder bekam sogar ein eigenes Bett zum Schlafen. Und das Essen war gut und reichlich. Sogar an geistliche Bedürfnisse wurde gedacht, es wurden „Gottesdienste“ angeboten. Auch konnten wir zu Bibelstunden zusammenkommen. Da fühlten wir uns wieder wie richtige Menschen. Jeden Morgen wurden die Arbeitskommandos zusammengestellt. Wir sollten die heimkehrenden amerikanischen Soldaten versorgen. Die aus Deutschland kommenden Züge hielten, die Heimkehrer bezogen Quartier und wurden dort zu neuen Transporten zusammengestellt. Die Güterwagen waren mit Parolen beschmiert. Ein Spruch hat sich bei mir eingebrannt und mir die Tränen in die Augen getrieben: „Lebt wohl, ihr deutschen Sauen, wir geh'n zu unseren Frauen!“ Dazu bedarf es wohl keines Kommentars.

Als wir dort ankamen, waren die begehrten Kommandos vergeben. Am ersten Morgen wurde ich dem „Besenkommando“ zugeteilt. Etwa 20 Gefangene wurden mit einigen Bewachern in die Stadt geführt und auf verschiedene Straßenzüge aufgeteilt.

---

Mir wurde zusammen mit einem anderen Kameraden eine nicht sehr belebte Straße zugewiesen. Ein farbiger Amerikaner sollte uns mit seinem Karabiner bewachen. Es war herrlicher Sonnenschein. In der Nacht aber hatte es tüchtig Wind gegeben, und der hatte allerhand Unrat herangeweht, besonders im Wasserablauf an der Bordsteinkante. Nun sollten wir mit unseren Besen Abhilfe schaffen. Ich dachte: „Na, da fällt mir kein Stein aus der Krone, wenn ich solch eine Arbeit tue!“ Ich erinnerte mich, dass die Elsässer ja auch einmal Deutsche waren, und meinte, dass sie uns wohl freundlich begegnen würden. Da hatte ich mich jedoch getäuscht. Die Passanten, die an diesem Morgen vorübergingen, schauten uns feindselig an. Einige ließen sich dazu hinreißen, uns als „dreckige deutsche Schweine“ zu bezeichnen. Das tat weh. Unserem Posten gefiel das nicht. Da kam eine junge Frau auf mich zu und stieß einen Fluch aus, und ehe ich mich versah, spuckte sie mir ins Gesicht. Unser Posten bemerkte das. Er nahm seinen Karabiner und legte ihn an, als wolle er auf die Frau schießen. Da konnte man sie aber weglaufen sehen. Ich aber stand deprimiert und tief beschämt auf der Straße.

Unwillkürlich gingen meine Gedanken zu meinem Herrn. Hatten sie Ihn nicht auch so behandelt? Was hatte nur zu einem derartigen Hass bei dieser Frau geführt? Ich weiß es nicht. Doch wie viel Schuld lag wegen des Krieges und des Vergehens an den Juden auf der Seite unseres Volkes! Bei unserem Herrn aber lag nichts vor, was einen solchen Hass rechtfertigte. Er hat nur Gutes getan und anderen Liebe erwiesen. Als ich so an Ihn dachte, konnte ich Ihn bei dem, was man mir angetan hatte, nur bewundern. Er hat sich selbst erniedrigt, damit wir zu Kindern Gottes erhoben würden.

## **Gabenträger**

Wie dankbar dürfen wir für die Vielfalt an Gaben sein, die der Herr seiner Gemeinde gegeben hat. Wie eintönig wäre es, wenn

---

nur eine Gabe dominierend wäre und andere Gaben dadurch verdrängt würden. Die Gefahr besteht, dass die Gabe des Evangelisten überbetont wird. Wenn nicht der Gleichklang zwischen Evangelisten, Hirten und Lehrern gewahrt wird, führt das Gemeindeleben in die Sackgasse. Wenn sich wirklich Menschen bekehren und dann nicht von Hirten versorgt und durch Lehrer auf ein festes Lehrfundament gestellt werden, landen sie meist im Sumpf von Irrlehren. Oft hört man jetzt den Slogan: „Jeder Christ ein Evangelist!“ Das sagt uns das Wort Gottes nicht.

Immer wieder hört man, dass jeder seine Gabe kennen müsse, um dann ganz gezielt damit dienen zu können. Testbogen werden an junge Leute verteilt, auf dem sie eintragen sollen, welche besonderen Gaben sie ihrer Meinung nach empfangen hätten. Da las ich neulich auf solch einem Bogen, dass zwei junge Mädels davon überzeugt waren, die Gabe eines Apostels zu haben, und eine andere junge Frau meinte, als Prophetin berufen zu sein. Unter den 20 Personen, die sich an dem Test beteiligten, fand sich niemand, der meinte, die Gabe der Diakonie zu haben. Da wurde mir bewusst, dass nicht die Frage nach einer Geistesgabe das Wichtige ist, sondern die Frage nach der Frucht des Geistes. Jemand wird nicht an einer Gabe als Kind Gottes erkannt. Das Wort Gottes sagt uns im Gegenteil: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Gaben kann auch der geben, der alles Göttliche nachäfft. Das gilt vor allen Dingen im Blick auf die spektakulären Gaben des Zungenredens, der Heilungen und der Wunderwirkungen. Da sind wir aufgerufen zu prüfen, ob der dahinterstehende Geist aus Gott ist oder ob er vom Vater der Lüge kommt.

Auch unsere natürliche Begabung braucht noch lange nicht eine Gabe des Heiligen Geistes zu sein. Wie viele Aktivitäten werden oft durchgeführt, die nicht das Ziel haben, das uns das Wort Gottes als gute, geistliche Ordnung zeigt. Nützlichkeits erwägungen und Marketingmethoden werden angewandt, um tote Gemeinden neu zum Leben zu erwecken. Wo jedoch Gebet und Buße fehlen, kann fleischliches Bemühen das nicht ersetzen, was

---

unser Herr uns aufgetragen hat und wofür Er uns begabt hat, auch wenn wir in den Augen der Welt als Unweise gelten. Unser Herr hat seinem Vater dafür gedankt, dass Er das Geheimnis des Glaubens, das den Weisen verborgen ist, gerade den Unmündigen offenbart hat. Die Kraft des Heiligen Geistes stellt alles in den Schatten, was in menschlicher Kraft und Weisheit zuwege gebracht werden soll.

Wenn jemand nicht weiß, welche besondere Gabe er empfangen hat, kann er doch danach trachten, dass sein Leben reich an der Frucht des Heiligen Geistes ist. Daraus wird erkannt, dass Gottes Gaben ihn zum Fruchtbringen befähigen.

Bruder Reinhold Linke erzählte uns jungen Brüdern einmal, als es um die Frage nach den Gaben ging, dass ein Bruder, der oft zum Ärgernis war, eines Tages die verantwortlichen Brüder der Versammlung bat, sie sollten ihm einmal sagen, welche besondere Gabe er nach ihrer Überzeugung habe. Die Brüder überlegten lange, ob sie darauf überhaupt antworten sollten. Dann gaben sie ihm eine Antwort, die er sicher nicht erwartet hatte. Sie sagten ihm, dass sie zu der Überzeugung gekommen seien, dass er die Gabe habe, die Geduld seiner Brüder auf die Probe zu stellen. Freilich finden wir das in den Gabenaufzählungen nicht. Vielleicht war es jedoch gut für ihn, diese Gabe zu erkennen und dafür zu beten, dass er davon befreit würde.

### **Ein ungleiches Joch**

Sie waren leibliche Brüder. Gemeinsam betrieben sie ein Spirituosengeschäft mit einer kleinen Gaststätte dabei. Sie servierten keine warmen Speisen. Nein, es ging darum, ihre Getränke an den Mann zu bringen, vor allem harte, hochprozentige Sachen. An Kundschaft fehlte es ihnen nicht. An den Abenden ging es häufig hoch her, wenn ein paar Gläschen zuviel genossen worden waren.

---

Dann fand eines Tages eine Evangelisation statt. Ein Bruder wagte es, auch den beiden Besitzern des Geschäftes eine Einladung persönlich zu überbringen; er warf sie also nicht in den Briefkasten. Sie verspotteten diesen Mann nicht, ließen jedoch erkennen, dass so etwas nicht ihren Bedürfnissen entspreche. Einer der beiden erzählte seiner Frau von der Einladung. Sie las sich die Themen der Einladung interessiert durch und meinte, dass man sich das ruhig einmal anhören sollte. Ihr Mann zog die Stirn in Falten. Was würde wohl sein Bruder dazu sagen? Am dritten Abend der Evangelisationswoche saß er zusammen mit seiner Frau unter den Zuhörern. Die Botschaft traf sie als Erste, und bald fand sie zur Buße vor dem Herrn. Am Ende der Woche war auch er bereit, dem Aufruf des Evangelisten Folge zu leisten und dem Geist Gottes in seinem Herzen Raum zur Neugeburt zu geben. Damit begann für die Eheleute wirklich ein anderes Leben.

Als er am Wochenende die Gläser der Stammgäste immer wieder füllen musste und sie gar über Dinge spotten hörte, die ihm jetzt heilig waren, schockte ihn das sehr. Was sollte er tun? Das Geschäft war ja die Lebensgrundlage für seine kinderreiche Familie. Das trieb ihn und seine Frau ins Gebet. Er hielt sich jetzt zum Ärger seines Bruders zu den Gläubigen.

Eines Tages wurde bei der Wortverkündigung über das Wort gesprochen: „Seid nicht in einem ungleichen Joch mit Ungläubigen!“ Der Bruder legte dar, dass das zuerst einmal für die Ehe gelte. Er warnte ernstlich davor, ein solches Verhältnis einzugehen. Dann aber wendete er es auf Verbindungen in der Geschäftswelt an. Der Gastwirtsteilhaber fühlte sich persönlich angesprochen. Es gab für ihn und seine Frau eine durchbetete Nacht. Am Morgen suchte er das Gespräch mit seinem Bruder. Er bat ihn, das Geschäft mit den alkoholischen Getränken doch allein weiterzuführen und ihm den Vertrieb der Limo und des Selterswassers zu überlassen. Letzteres war nur ein Anhängsel am Geschäft und hatte keinen großen Umsatz gebracht. Sein Bruder erklärte ihn für verrückt. Er meinte, dass sein Bruder damit eines Tages am Hungertuch nagen würde. Er selbst würde

---

zu doppeltem Reichtum kommen. Er könne das natürlich nicht verhindern, bitte ihn aber, sich das recht zu überlegen. Als er ihm bezeugte, dass er eine ganze Nacht dafür gebetet habe, lachte sein Bruder ihn aus.

Anfänglich war es ein mühsames Geschäft mit der Limo und dem Selterswasser. Doch der Herr gab ihm täglich so viel, wie er für sich und seine Familie brauchte. Er hatte eine gute Lieferquelle für das Wasser, das gerne gekauft wurde. Betriebe dieses Städtchens kauften das Wasser für ihre Arbeiter. Auch lieferte er das Wasser mit einem Lieferwagen in die Nachbardörfer aus. Seine Limonade wurde sogar berühmt. Er konnte kaum mit dem Nachfüllen der Flaschen nachkommen. Das war für ihn ein Wunder. Der Spirituosenhandel seines Bruders hingegen verkümmerte immer mehr. Ein paar Jahre später musste sein Bruder das Geschäft aufgeben.

An diesem Beispiel wird deutlich, wie unser Herr Gehorsam segnet und das in Ihn gesetzte Vertrauen belohnt: „... und ich werde euch zum Vater sein!“, heißt es weiter im Bibelzitat aus 2. Korinther 6,18.

## **Überlaufen**

Es war schon eine schlimme Situation für die Bürger von Juda. Die Assyrer waren eingedrungen und belagerten die Hauptstadt Jerusalem. Die starke Mauer schützte zwar vor dem Eindringen der Feinde, doch konnten keine Nahrungsmittel mehr in die Stadt eingeführt werden. Der Hunger zermürbte die Moral der Soldaten. Der König Hiskia aber machte allen Mut, auf den Herrn zu vertrauen. Und wie gut, dass das Volk sich auf seine Worte verließ.

Der Feind versuchte mit allen ideologischen Mitteln die Moral des Volkes aufzuweichen. Sie riefen den Soldaten auf der Mau-

---

er zu, aufzugeben und zu ihnen überzulaufen. Sie prahlten mit der Größe und den bereits errungenen Siegen ihrer Truppen. Sie zogen daher den Schluss, dass ihr Gott die Bewohner von Jerusalem nicht aus ihrer Hand erretten könnte. Hiskia würde sie nur täuschen. Zuletzt würden sie vor Hunger ihren Kot essen und vor Durst ihren Urin trinken. Wie mag das den König in größte Bedrängnis und Sorge getrieben haben. Doch er tat das einzig Richtige: Er betete. Das in seinen Gott gesetzte Vertrauen fand seine Belohnung.

Wenn ich diese Begebenheit lese, werde ich an ähnliche Situationen in meinem Leben erinnert. Während in Stalingrad die heftigsten Kämpfe tobten, wurde es im Süden der Ostfront in Russland etwas ruhiger. Wir hatten uns eingegraben. Auf der gegenüberliegenden Seite hatten die Sowjetsoldaten dasselbe getan. Ab und zu fiel zwar ein Schuss, und so wurden wir daran erinnert, dass Krieg war. Nach Dunkelwerden aber setzte ein gewisser Nervenkrieg ein. Aus den Lautsprechern des Gegners erklang Musik. Zackige, uns bekannte Marschmelodien erfüllten die windstillen Nachtstunden. Dann kamen Durchsagen in deutscher Sprache. Siegesmeldungen der Feinde wurden verkündet. Oftmals hörten wir eine Fistelstimme, die manche als die Stimme von Walter Ulbricht erkannten. Wir wurden zum Überlaufen aufgerufen. Wir sollten unser Leben nicht weiter einem verbrecherischen Regime opfern. Die siegreichen Truppen der Sowjetarmee würden in Kürze in Berlin einmarschieren. Wir sollten alles stehen und liegen lassen und lediglich unser Kochgeschirr zum Essensempfang mitbringen. Je eher wir unsere Waffen niederlegten, umso schneller wäre der Krieg beendet, und wir könnten wieder heim zu unseren Angehörigen. Uns würde keine Gefangenschaft, sondern nur eine Zeit des Schutzes erwarten.

Das klang wirklich verlockend. Sollte alles, was wir vorher von russischer Kriegsgefangenschaft gehört hatten, nur böswillige Propaganda gewesen sein? Öffnete sich hier nicht ein Weg, der drohenden Todesgefahr zu entgehen? Die Frage war jedoch, ob wir solchen verlockenden Versprechungen Glauben schenken

---

konnten. Wie gut, dass niemand von uns das getan hat. Wer sich als Gefangener, so hörten wir später, nicht zum Kommunismus umerziehen ließ, hatte nichts zu lachen. Wie viele mögen es sein, die in Sibirien noch ihr Leben gelassen haben.

Auf geistlichem Gebiet ist die Art des Feindes nicht anders. Da kommt der Teufel oft wie ein Engel des Lichts und verspricht den Gläubigen die größte Freiheit und ein Leben in Lust und Freude. Er stellt wankelmütigen Christen vor, was ihnen alles in der Nachfolge Christi versagt bleibt: „Ihr dürft sexuelle Freiheiten nicht voll ausleben! Euch sind Genüsse untersagt, die echt freudig stimmen! Tanzvergnügungen, Disko, Sexshops usw. bereichern das Leben. Lauft über! Ihr könnt ja ruhig christlich bleiben, doch ihr solltet mit mehr Toleranz leben.“ Sollten wir dafür überhaupt eine Antenne haben? Nein! Hören wir die andere Stimme: „Kommt her zu mir ..., und ich werde euch Ruhe geben!“ Der Feind will unsere Gefangenschaft. Die Freiheit in dem Herrn Jesus gibt ein erfülltes Leben.

## **Hilfe in der Not**

Ein Leben mit Behinderung kann sehr notvoll sein. Wie können Gesunde das nur im Entferntesten nachempfinden? Oft tun sie mit ihren Reden und ihren guten Ratschlägen weh. Meine liebe Frau muss aufgrund eines Schlaganfalls schon seit 25 Jahren mit einer starken Lähmung der linken Körperhälfte leben. Wie viele Tränen hat das schon gegeben. Andererseits hat das aber auch immer wieder sehr viel Dank für die täglich erfahrene Hilfe seitens des Herrn ausgelöst. Wenn nur das Hinfallen nicht wäre. Da brach sie sich, als sie zum ersten Mal hinfiel, das rechte, noch gebrauchsfähige Handgelenk. Sechs Wochen Gips! Sie konnte sich nicht einmal die Tränen abwischen. Bei einem weiteren Sturz brach sie sich den Oberschenkel des gesunden Beines. Wieder gab es bittere Tränen und für einige Wochen Aufenthalt im Krankenhaus. Dadurch wurde sie natürlich ängstlich und über-

---

vorsichtig. Wieder fiel sie hin und brach sich den Oberschenkelhals des gelähmten Beines. Wie oft ist sie danach erneut gefallen. Wie dankbar sind wir dann, wenn ich sie wieder aufrichten kann und nur die blauen Flecken zu versorgen brauche. Hätte sie nicht solch große Energie, würde sie den Haushalt nicht mehr führen können. Früh am Morgen beten wir dafür, dass sie nicht fallen möge, und am Abend danken wir, wenn das nicht geschehen ist.

Unser Schlafzimmer liegt eine Etage höher. Dreizehn Stufen sind dahin zu bewältigen. Meine Frau sieht es als Training an, dieses Hindernis einige Male am Tage zu überwinden. An diesem Vormittag war sie wieder nach oben gestiegen, um etwas zu besorgen. Ich selbst saß an der Schreibmaschine, um Post zu erledigen, und hatte daher ihr Weggehen gar nicht bemerkt. Wie es geschehen war, wusste sie später selbst nicht mehr. War sie beim Abstieg auf der obersten Stufe ausgerutscht oder mit dem labilen Fuß umgeknickt? Sie konnte den Sturz auf der Treppe nicht verhindern, obwohl sie sich mit der rechten Hand an der Laufstange festgehalten hatte. Es war noch Gnade, dass mein geliebter Schatz nicht die ganze Treppe hinunterfiel. Sie war nur drei Stufen auf dem Rücken hinabgerutscht. Aber das reichte schon aus. Sie richtete sich so weit auf, dass sie sitzen konnte. An ein Aufstehen aber war nicht zu denken. Nun begann sie zu rufen, ja zu schreien. Doch niemand hörte sie. Die jungen Leute hier im Haus waren einkaufen gefahren. Die Enkeltochter war in der Schule, und ich hörte ihren Notschrei durch drei Türen hindurch nicht.

Was sollte sie in dieser Lage tun? Sie fing an, zum Vater im Himmel zu beten und zu flehen. Plötzlich schellte die Klingel unserer Haustür. War das die Postbeamtin? Ich wartete auf eine Büchersendung. Schnell lief ich, um die Tür zu öffnen. Doch vor der Tür war niemand zu sehen. Sollte sich ein Kind einen Scherz erlaubt und geschellt haben? Da hörte ich das Wimmern meiner Frau von der Treppe her. Wie ein geölter Blitz war ich bei ihr. Hatte sie sich wieder etwas gebrochen? Der Schmerz der Prel-

---

lungen war enorm, doch offensichtlich hatte unser Herr ihr seine bewahrende Gnade geschenkt. Es war nicht einfach, sie aufzurichten, damit sie wieder auf den Beinen stehen konnte. Doch es gelang. Die acht Stufen nach unten waren wie der Abstieg bei einer risikoreichen Bergtour. Nun schauten wir erst einmal genau nach, ob sie einen Schaden davongetragen hatte. Wir stellten einen tüchtigen Bluterguss fest, der gleich verarztet wurde. Auch hatte sie starke Schmerzen vom Aufprall.

Für uns blieb die Frage übrig, wer wohl an der Haustür geschellt haben mochte. Darauf hatten wir keine Antwort. War es ein Hörwunder? Oder war doch eine Hand gelenkt worden, aus welchem Motiv auch immer, unsere Klingel zu drücken? Für uns war es jedenfalls ein Grund, den Namen unseres Herrn zu preisen. So dürfen wir Ihn auch in finsternen Tälern erleben.

## **Gideons Brühe**

Gideon wäre nie von sich aus ein Richter in Israel geworden. Als er Getreide vor den Midianitern zu retten versuchte, erschien ihm mitten bei der Arbeit der Herr selbst und berief ihn. Der junge Mann wollte ganz sicher sein, dass er nicht einem Irrtum erlag. Es gab damals wie heute manche Verführer. Der göttliche Bote hatte sich gar nicht vorgestellt. „Ich werde mit dir sein!“, hatte er Gideon als Verheißung auf seine Einwände hin gegeben. War es nicht menschlich unmöglich, das riesige Heer der Midianiter zu schlagen? Wenn der, der ihn berief, aber der HERR der himmlischen Heerscharen war, würde alle Unsicherheit verschwinden.

Gideon sagt nicht nein, doch bittet er um ein Zeichen, dass er es auch wirklich mit dem HERRN aller Herren zu tun hat. Er will dem geheimnisvollen Boten ein Mahl bereiten. Dieser willigt ein zu warten, bis er es bereitet hat. Wie könnte jedoch ein zubereitetes Mahl ein Zeugnis dafür sein, dass es der HERR ist? Gideon

---

mag alle Mühe darauf verwandt haben, es so schmackhaft wie möglich zuzubereiten. Welche guten Gewürze mögen da für die Soße Verwendung gefunden haben. Er hatte ein Ziegenböcklein geschlachtet und das beste Fleisch zubereitet. Auch hatte er ungesäuerte Kuchen gebacken. Das sollte nun dem Wartenden vorgelegt werden. Würde er das überhaupt annehmen? Im Schatten einer mächtigen Terebinthe sollte aufgetragen werden. Da gab der hohe Gast die Anweisung, das Fleisch und die ungesäuerten Kuchen auf eine nahe Felsplatte zu legen. Gideon tat es so.

Jetzt war nur noch der Topf mit der duftenden Brühe in seiner Hand. Was sollte damit geschehen? Wo könnte er sie servieren? „Die Brühe gieße aus!“, lautete die Anweisung. Er sollte sie also wegschütten. Sicher hat Gideon das mit Unverständnis getan. Er hatte sich doch so viel Mühe damit gegeben. Dann erst geschah das erbetene Zeichen. Der hohe Gast setzte oder legte sich nicht nieder, um zu essen, sondern nahm seinen Stab und berührte mit dessen Spitze das Fleisch und die Kuchen. Plötzlich kam Feuer daraus hervor und verzehrte alles, was auf dem Felsen lag. Hat Gideon da wohl verstanden, dass der Fels zum Altar geworden war? Ist ihm wohl bewusst geworden, dass er seinem Gott ein wohlnehmliches Opfer gebracht hatte? Was sonst nur vor der Stiftshütte an Schlacht- und Speisopfern auf dem Altar dargebracht werden durfte, das hatte er hier darbringen dürfen. Und plötzlich war der Himmelsbote seinen Blicken wieder entschwunden. Die Brühe des eigenen Könnens, die zur eigenen Ehre taugen sollte, hatte Gott nicht angenommen.

Die Mahlfeier, die wir zum Gedächtnis unseres Herrn und zur Verkündigung seines Todes feiern, liegt wohl auf der gleichen Ebene. Wir waren an einem Sonntagmorgen zum Mahl des Herrn versammelt. Ein junger Bruder schlug ein Lied vor, das eher zu einer evangelistischen Veranstaltung gepasst hätte. Danach stand ein Bruder auf und erzählte, was er in der vergangenen Woche im Zeugendienst für seinen Herrn erlebt hatte. Das war direkt spannend und zu Herzen gehend. Dass einer solch einen Mut zu evangelisieren hat! Da war es nicht einfach, zur

---

Betrachtung des Opfers unseres Herrn zurückzufinden. Freilich waren wir nicht zusammen, um andere zu beurteilen oder gar zu verurteilen, denn jeder sollte sich selbst prüfen. Das war jedoch nun meine Not. Ich hatte mich dabei erappt, zu unterscheiden, was nun Brühe und was ein echtes Opfer war. Ich musste mich im Stillen vor meinem Herrn beugen, dass ich mich genauso ungeistlich verhalten hatte. Dann aber wurde die Leidensgeschichte unseres Herrn verlesen. Da konnte der Herr mit der Spitze seines Stabes, ein Bild vom Heiligen Geist, Feuer aus dem Opfer aufsteigen lassen. Dieses Feuer verzehrte auch das, was in meinem Herzen nur Brühe gewesen war. Wenn wir uns mit dem Leiden unseres Herrn auf dem Kreuz beschäftigen und seinen Tod verkünden, und wenn unser Blick auf sein heiliges Leben gerichtet ist, können wir ruhig alle Brühe der Selbstbeweihräucherung wegschütten, damit alles allein zu seiner Ehre dient.

## Hüten

Der Apostel Petrus fordert die Ältesten unter seinen Briefempfängern auf, die Herde Gottes, die bei ihnen war, zu hüten. Ihm lag daran, dass die Hirtendienste nicht vernachlässigt würden. Sicher hat ihm dabei auch das schlechte Beispiel der falschen Hirten Israels in Hesekiel 34 vor Augen gestanden. Weil sie damals nicht hüteten und weideten, wurde Israel gerichtsreif. Doch in demselben Kapitel finden wir bereits die Ankündigung eines Hirten, den Gott einmal senden würde, der uneigennützig für seine Schafe sorgen würde. Einen krasserer Gegensatz als den, der in Hesekiel 34 aufgezeigt wird, gibt es gar nicht. David hatte diesen guten Hirten in seinem Hirtenpsalm schon beschrieben und dort auch dargelegt, welch ein Segen es ist, zu dieser Herde zu gehören.

Es ist wirklich staunenswert, dass der Sohn Gottes bereit war, sich so zu erniedrigen. Damals galt ein Hirte überhaupt nichts. Hirten zählten zu den verachteten Menschen unter den Israeli-

---

ten. Für die Ägypter waren sie sogar ein Gräuel. So machte sich unser Herr selbst zu nichts. Er konnte den Menschen um ihn her sagen: „Ich bin der gute Hirte.“ In seinem ganzen Verhalten und in seiner Hingabe am Kreuz wurde Er schließlich zum Vorbild für Hirtendienst. Die Hirten sollen ja nicht für sich selbst, sondern für ihre Schafe leben und wirken.

Petrus, der Schreiber dieses Briefes, wurde von seinem Herrn nach dessen Auferstehung zum Hirtendienst berufen. Im Beisein der anderen Jünger bekam er den Auftrag: „Weide meine Lämmlein!“, und: „Hüte meine Schafe!“ So sah er sich als Mitältester und Mithirte zusammen mit allen anderen, die der Herr und der Heilige Geist zu diesem Dienst berufen würden. „Oberhirte“ war und blieb der Herr selbst. Es gibt da also kein geistliches Oberhaupt auf der Erde. Das wollte und konnte Petrus nicht sein. Als er etwa 30 Jahre nach dem Kreuzestod seines Herrn diesen Brief schrieb, war er von Herzen besorgt, dass dieser so wichtige Dienst vernachlässigt werden könnte.

Heute wird viel von Mission und Evangelisation gesprochen. Das ist wichtig, sollte aber nicht einseitig geschehen. So wichtig der Dienst des Evangelisten ist, so wichtig ist auch der Dienst des Hirten und des Lehrers. Wo dieser Dreiklang nicht beachtet wird, entstehen Gefahren. Wenn Menschen sich bekehren, müssen sie auf ein tragbares Lehrfundament gestellt und gehütet werden. Jungbekehrte sind leicht anfällig für Irrlehren. Auf sie setzt der Widersacher seine Werkzeuge an. Wenn da der Hirtendienst vernachlässigt wird, kommt es zu Wachstumsstörungen. Freilich ist der Hirtendienst mehr ein Dienst in der Stille; da kann nicht mit großen Erfolgswahlen aufgewartet werden. Und was für eine Mühe ist damit verbunden.

Als junger Mensch hatte ich für einen Metzger im Sommer und im Herbst das Hüten seiner Schafherde übernommen. Es gab genügend Weide, die die Landwirte zur Verfügung stellten, die keine zweite Heumahd machten. Es gab also genügend Futter. Doch in der Nähe befand sich ein großes Krautfeld. Man hatte

---

mir eingeschränkt, besonders darauf zu achten, dass die Schafe nicht auf dieses Feld kämen. Das gäbe Ärger mit dem Bauern, und außerdem könnten die Schafe krank werden, wenn sie viel von dem Kraut fräßen. Das würde sie aufblähen, und es gäbe Verdauungsschwierigkeiten. Ich hatte meine größte Not damit, die Schafe von dem Krautfeld wegzuhalten. Obwohl genügend Gras und saftige Blätter auf der Weide vorhanden waren, gelüstete es die Schafe immer wieder nach diesem Krautfeld.

Heute ist eine ähnliche Tendenz unter Gläubigen festzustellen. Obwohl in den Zusammenkünften meist gute Kost geboten wird, treibt es viele Gläubige auf andere Felder. Viele sind sich nicht bewusst, dass sie sich damit in große Gefahr begeben. Leider kann man feststellen, dass schon viele vom Kraut der Welt aufgebläht sind. Wie wenige Hirten gibt es, die noch warnen und echt hüten. Wir wollen uns von Petrus neu zurufen lassen: „Hütet die Herde Gottes!“

## **Alte Schuld**

Die Liebe bedeckt eine Menge von Sünden! Das ist ein göttlicher Grundsatz. Wenn uns der Berg von Schuld und Sünde im eigenen Leben wirklich bewusst wäre und wie viele Sünden der Herr in seiner Liebe durch die Vergebung bedeckt hat, würden wir nur noch danken und uns mehr vor Versuchungen durch unser Fleisch hüten. Wie gut, wenn durch seelsorgerliche Gespräche so manches bedeckt werden kann. Und wie gut, wenn zugedeckt bleibt, was vor Gott aufgedeckt wurde.

Manches aber hat der allweise Gott doch offenbar werden lassen, und das sollte uns zur Warnung und zum Staunen über seine Gnadenfülle dienen. Wenn ich daran denke, kommt mir ein erschütterndes Ereignis in Erinnerung, das vor vielen Jahren stattgefunden hat. Wenn der Bruder, den es betraf, mir nicht gesagt hätte, dass ich von seiner großen Schuld als Warnung für

---

andere ruhig sprechen könnte, würde ich die Unterredung, die ich damals mit ihm hatte, mitnehmen ins Grab. Dabei denke ich an Davids Sünde, für die er Vergebung fand und die für viele bis heute als ernste Warnung gedient hat. Was meinen Bruder betrifft, so werde ich aus Liebe zu ihm seinen Namen nicht preisgeben. Ich schätzte ihn als Bruder sehr. Er gehörte nicht zu unserer örtlichen Versammlung. Er war bereits hochbetagt. Ab und zu besuchte ich ihn. Nun hatte ich gehört, dass er schwer erkrankt war. Da musste ich ihn schnell besuchen.

Als ich zu ihm kam, traf ich ihn in großen Schmerzen auf seinem Krankenlager an. Er war ziemlich allein, die Angehörigen kamen einige Male am Tag, um ihn zu versorgen. So war er meist mit seinem Gott allein. Als er mich sah, leuchteten seine Augen. Damals gab es noch keine Sicherheitsschlösser an den Türen. Man konnte ohne Klingeln bis ins Schlafzimmer vordringen, wie auch jetzt bei diesem Besuch.

„Dass du mich aber besuchst“, empfing er mich. „Ich bin das nicht wert. Ich habe nämlich in meinem Leben niemals Kranke besucht!“ Schon kamen ihm die Tränen. Seine Bibel lag griffbereit auf dem kleinen Tischchen neben seinem Bett. Was sollte ich ihm zum Trost vorlesen? Doch ehe ich mir darüber klar war, fing er bitterlich an zu weinen. „Ich bin verloren! So viele Jahre habe ich anderen ein Leben als Christ vorgespielt, dabei trennte mich eine schlimme Sünde von Gott.“ Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten, um nicht zu hören, was für eine Last auf ihm lag. Sollte ich mich dem aber verweigern?

Nun begann er seine Geschichte: „Als ich als junger Mann heiratete, war ich ungläubig. Meine Schwiegermutter war eine sehr attraktive Frau. Schon lange Zeit war sie Witwe. Meine Frau war ihre einzige Tochter. Ach, ich schäme mich sehr, das in deiner Gegenwart vor dem heiligem Angesicht Gottes auszusprechen. Als meine Frau zur Entbindung ihres ersten Kindes acht Tage in der Klinik lag, versuchte mich meine Schwiegermutter sexuell, und ich ging mit ihr ins Bett. Ich wurde zum Hurer und zum Ehe-

---

brecher. Wie hat Gott mich dafür gerichtet. Kurz danach wurde meine Versucherin bei einem Unglück schwer verletzt. Sie lebte noch Tage unter furchtbaren Schmerzen, dann starb sie. Nein, sie war nicht allein schuldig. So hätte auch David die Schuld allein auf Bathseba schieben können. Ich ließ mich gerne versuchen. Bei meiner Bekehrung habe ich über diese Sache keine Buße getan. Jetzt aber bringt sie der Herr mir in schmerzhafter Weise in Erinnerung. Ich habe Hodenkrebs. Gott straft mich jetzt wegen dieser schlimmen Sünde. Für mich gilt das Wort: „Hurer und Ehebrecher wird Gott richten.“ Er konnte vor lauter Schluchzen nicht weitersprechen.

Es entstand eine lange Pause. Was sollte ich ihm nun sagen? Ich erinnerte ihn an Hebräer 12, wo es heißt, dass Gott züchtigt, doch nicht zum Verderben, sondern damit wir seiner Heiligkeit teilhaftig werden. Weiter führte ich aus: „Du hast auf David und Bathseba verwiesen. Ist David wegen seiner schlimmen Schuld und Sünde verlorengegangen? Er fand zur Buße, und Gott hat ihm seine Sünde vergeben. Sprich deine schlimme Sünde jetzt im Gebet vor dem Angesicht Gottes aus, und Er wird dir vergeben.“ Wir falteten beide die Hände. Der leidgeprüfte Mann, der nicht nur vom Krankheitsschmerz geplagte war, brachte stockend ein Bußgebet über die Lippen. Nach dem Amen lasen wir Psalm 32. Hatte Gott ihm wirklich vergeben? Wir schlugen noch einige Verheißungen im Wort Gottes auf. Ich sagte ihm, dass er jetzt im Glauben festhalten solle, dass ihm vergeben sei und dass er Gott für die Vergebung danken solle. Diese Sünde war blutrot und ist schneeweiß geworden.

Nur wenige Tage später ging der Bruder heim zu seinem Herrn. Er wünschte, dass die Gnade Gottes, die er im Blick auf eine so große Schuld erfahren hatte, an andere weiterbezeugt werden sollte. Vielleicht kann jemandem das zur Hilfe sein. Wir haben einen Herrn, der reich ist an Vergebung. Und was wir vor Ihm aufgedeckt haben, wird mit seinem vergossenen Blut zugedeckt.

---

## Müllentsorgung

In unserer Zeitung „Freie Presse“ fand sich jetzt ein Artikel, der wie ein Aprilscherz anmutete. Arbeiter einer Müllhalde bekamen den Auftrag, die große Halde nach dem zuletzt entsorgten Müll zu durchsuchen, weil anscheinend ein großer Geldbetrag aus Versehen mit ausgekippt worden war. Eine gutsituierte alte Dame hatte sich ein seltenes und in ihren Augen sicheres Versteck für ihr Geld ausgewählt. Sie schien kein Vertrauen zur Bank zu haben. In einem Staubsaugerbeutel hatte sie viele tausend Euro verborgen.

War sie nicht anwesend, als eine Reinmachefrau die Wohnung gründlich säuberte? Diese Frau fand den gefüllten Staubsaugerbeutel und nahm natürlich an, dass sich darin Dreck befände, der den Beutel so aufgebläht aussehen ließ. Ohne lange zu fackeln, landete der Beutel in der Mülltonne vor dem Haus. Sie war gerade noch rechtzeitig gekommen, denn bald hörte man, wie der Inhalt der Behälter von den Entsorgungsfahrzeugen aufgenommen wurde. Die Putzfrau rechnete schon mit einem Lob, wenn die Besitzerin der Wohnung kam, um ihre Arbeit in Augenschein zu nehmen. Sie kam, und ihr erster Blick ging zur Nische, hinter der ihr Geldversteck war. Da wurde sie blass. Die Reinmachefrau hatte sie sicher bestohlen. Nun lief das Telefon heiß. Die Enkelkinder mussten her und auch diese fleißige Frau. Es gab ein strenges Verhör über den Verbleib des Staubsaugerbeutels. Sie konnte nur der Wahrheit gemäß berichten, wohin sie den Beutel gebracht hatte. Ob es da noch etwas zu retten gab? Sofort wurde der Chef der Müllentsorgungsfirma angerufen. Es wurde ein guter Finderlohn ausgesetzt. Alle verfügbaren Arbeiter wurden auf die Müllhalde geschickt, um zu graben und zu suchen. Auch die Enkelkinder suchten eifrig mit. Nach langem Suchen schrie einer der Arbeiter auf. Er hatte einen Hundert-Euro-Schein in der Hand. Anscheinend war der Beutel beim Kippen zerrissen. Nun wurde an dieser Stelle vorsichtig weitergegraben. Und tatsächlich kamen fast alle Scheine zum Vorschein. Gut, dass es trocken war. Wie freute sich die

---

alte Eigentümerin. Noch mehr freute sich die Reinmachefrau, da sie ja im Verdacht gestanden hatte, das Geld an sich genommen zu haben.

Einer unserer Verwandten arbeitet ebenfalls bei einer solchen Firma. Er berichtet manchmal davon, was da alles an Kostbarkeiten aus dem Müll gefischt wird. Da räumen Kinder nach dem Tod der Eltern die Wohnung aus und wissen gar nicht, welche Werte sie da wegwerfen. Bücher, die im Antiquariat ein gutes Sümmchen bringen würden, landen im Müll. Teure Schnitzkünste werden als Heizmaterial verfeuert. Das Moderne ist in. Da kann man alles Alte ruhig entsorgen und vernichten. Es fällt nicht schwer, sich von dem zu trennen, was den Eltern und Großeltern wichtig und kostbar war.

Wenn es um irdisches Gut geht, mag das alles noch gehen. Da wechseln die Mode und der Geschmack. Doch wie steht es, wenn es um geistige oder sogar um geistliche Werte geht? Da gibt es Werte, die ewigen Bestand haben. Manche Kinder und Enkel wissen bei ihrem Entsorgungseifer oft nicht, welchen Verlust sie erleiden, wenn sie das wegtun, was ihre Eltern schätzten, was ihnen lieb und wert war. Wer aber glaubt, Wahrheiten des Wortes Gottes entsorgen und durch neue Theologien ersetzen zu können, der erleidet ewigen Schaden. Wer den uns überlieferten kostbaren Glauben zum Beispiel dem Müllplatz der Welt übergibt, erleidet ewigen Schaden und Verlust. Solchen kann man nur raten, wie die alte Dame zu erschrecken, dass ihnen ein Schatz abhanden gekommen ist. Wir brauchen in solchen Fällen kein Suchkommando einer Müllfirma, sondern wir haben einen Herrn, der gerne das Verlorene zurückschenkt, wenn wir Ihn darum bitten.

## **Vergebliche Mühe**

Die UdSSR war ein Vielvölkerstaat. Viele Volksstämme waren unterdrückt worden und mussten dem fast göttlich verehrten

---

Kremelchef, Joseph Stalin, Tribut zollen. Der Marxismus-Leninismus war Staatsreligion. Wer dieser Religion nicht folgte, hatte es sehr schwer. Menschen, die an den Herrn Jesus glaubten, hatten viel Not und Anfeindung. Viele mussten ihren Glauben mit Freiheitsstrafen bezahlen. Geschwister in anderen Ländern suchten an ihrem Ergehen Anteil zu nehmen. Ganze Listen von Namen wurden weitergegeben, damit für die Betroffenen gebetet würde und sie unterstützt würden.

Wir als DDR-Bürger standen unter dem gleichen Stern. Wir waren wie Brudervölker, denn auch wir waren zum Kommunismus befreit worden. Da hätte eigentlich ein freundschaftlicher Verkehr zwischen uns als sozialistischen Brudervölkern herrschen müssen. Unter uns als Gläubigen war es auch so. Es war uns eine Freude, Kontakte mit Geschwistern im Osten aufnehmen zu können. Mit einigen Familien in Kasachstan schrieben wir uns und waren von Herzen froh, wenn unsere Post ankam und beantwortet wurde. Sie konnten allerdings nicht offen schreiben, welche Nöte sie hatten. Die Zensoren des Geheimdienstes arbeiteten da sehr sorgfältig. Doch zwischen den Zeilen wurde manches deutlich, was die Gläubigen dort zu erleiden hatten. Bestehende Gemeinden mussten sich registrieren lassen, um vom Staat kontrolliert werden zu können. Gläubige, die sich hingegen im Verborgenen versammelten, hatten immer mit Überfällen und drastischen Strafen zu rechnen.

Einmal platzte einem Bruder der Kragen; er wagte es, uns zu berichten, was er schon alles um seines Glaubens willen erduldet hatte. Er hatte in einem früheren Brief bereits eine Andeutung gemacht, dass einer seiner Söhne nach seiner Hochzeit ein kleines Eigenheim gebaut hatte. Wie gerne hätte er ein paar Gardinen an den Fenstern gehabt. Doch es sei aussichtslos, solche Gardinen zu bekommen. Das war für uns ein Wink, einem Päckchen einmal Gardinen beizulegen. Sie standen nicht unter den verbotenen Waren auf der Einfuhrliste. Sorgfältig füllten wir den Zollschein aus und führten auch die Gardinen auf. Der Zoll für solche Päckchen lag meist bei mehr als 30 DDR-Mark. Nur wenige Tage später kam unser Päckchen mit dem Vermerk zurück,

---

dass die Ausfuhr von Gardinen nicht erlaubt sei. Was sollten wir nun tun? Wir kauften ein schön gesticktes Kopfkissen und steckten die Gardinen als Füllung hinein. Anscheinend machten es auch andere so. Nach 14 Tagen kam unser Päckchen wieder zurück. Das Kissen war aufgetrennt, und die Gardinen lagen offen dabei mit dem Vermerk: „Verbotene Ware“.

Sollten wir noch einen Versuch wagen? Das Porto und der Zoll, die wir bereits bezahlt hatten, lagen im Wert schon über dem Preis des Inhalts des Päckchens. Ganz kunstvoll verarbeiteten wir die Gardinen zu einem Brautschleier. Den würden sie sicher durchlassen. Doch auch jetzt hatten wir uns getäuscht. Auch diesmal kam unser liebevoll gepacktes Päckchen zurück. Als wir das unserem Glaubensbruder und seiner Familie mitteilten, brachte ihn das auf die Palme. Da schrieb er uns einen Brief voller Tränen. Wenn diese Zeilen in falsche Hände gekommen wären! Es ist hier nicht der Ort, die in dem Brief beschriebenen Nöte aufzuzeichnen. Als Wolgadeutscher war er bereits im Schulkindalter mit seinen Angehörigen nach Sibirien umgesiedelt worden. Ein großer Teil der Familie war dort erfroren oder verhungert. Als 15-Jähriger musste er mit einem Ochsengespann täglich die Toten zu einem Massengrab schleifen. Dass der Rest der Familie aus der Verbannung habe freikommen können, sei ein Wunder. In Kasachstan konnten sie bei Verwandten eine neue Heimat finden. Doch auch dort waren sie vielen Repressalien ausgesetzt. Das konnten wir als DDR-Bürger in etwa nachempfinden. Später siedelten sie in die BRD über. Jetzt traf die Nachricht ein, dass unser Bruder uns vorausgegangen ist. Bald werden wir mit ihm beim Herrn vereint sein. Die Herrlichkeit dort wird alles vergessen machen, was hier an Not und Leiden manchmal untragbar zu sein schien.

## **Hauskreise**

Dass wir uns nicht falsch verstehen, Hauskreise können sehr gesegnet sein, wenn es darum geht, Ungläubige mit dem Evangeli-

---

um bekanntzumachen und in die Versammlung zu führen. Viele der heute bestehenden Versammlungen sind über einen kleinen Hauskreis entstanden. Wie gut, wenn große Gemeinden in den Nachbarorten Hauskreise bilden und wenn dadurch neue Versammlungen entstehen.

Leider gab es eher den Drang zur Großgemeinde, zu deren Zusammenkünften die Geschwister aus mehr als 50 km Entfernung kommen. In solchen Gemeinden, die anscheinend nicht mehr überschaubar sind, bilden sich jetzt mehr und mehr kleine Hauskreise, und Geschwister, die sich dort zu Hause fühlen, bleiben den Zusammenkünften in der Versammlung mehr und mehr fern, weil sie dort das finden, was sie suchen. Die Bibelstunden werden immer weniger besucht, und beten kann man ja auch zu Hause. Woher kommen eigentlich diese Entwicklungen? Freilich kamen die ersten Christen in den Häusern zusammen und brachen dort sogar das Brot. Da wurden aber täglich hinzugetan, die gerettet wurden. Was heute jedoch in Verbindung mit den Hauskreisen geschieht, läuft auf einer anderen Schiene.

Als ich mich fragte, woher dieser mir unglücklich erscheinende Trend kommt, fand ich etwas, das der Anfang für ein solches Streben gewesen sein könnte. In den 1920-iger Jahren begann Dr. Hans Becker mit der sogenannten „Stündchenbewegung“. Da fanden sich außerhalb der Zusammenkünfte in den Versammlungen junge, meist intellektuelle Brüder zusammen, um das Lehrgut der älteren Brüder kritisch zu untersuchen. Dabei wurden ganz andere Lehrinhalte gesucht und unter die Geschwister gebracht. Einfache Brüder, die keinen akademischen Titel hatten, wurden mit ihrer einfältigen, aber bibeltreuen Gesinnung als überheblich diskriminiert. Persönlich lernte ich Hans Becker Anfang der 50-iger Jahre bei einer Rüstwoche in Leipzig kennen. Bruder Reinhold Linke hatte einen Vortrag über das Mahl des Herrn gehalten. Da wurde er von Dr. Becker auf eine arrogante Weise kritisiert. Becker vertrat die katholische Auffassung, dass der Wein in das Blut des Herrn verwandelt würde. Die Betonung lag auf dem Wort „Dies ist!“ Bruder Linke griff in seine Jacken-

---

tasche und brachte ein Foto heraus und zeigte es ihm mit den Worten: „Dies ist meine Frau, und dennoch ist sie es nicht, sondern nur ein Stück Papier!“ Er machte damit deutlich, dass wir im Wein und im Brot etwas Bildhaftes vor uns haben.

Solche und ähnliche Lehren wurden in der Stündchenbewegung trotz der guten Schrifterkenntnis unter den Brüdern gelehrt. Dass dies zum großen Lehrstreit in den Versammlungen führte, war vorprogrammiert. Oft wird argumentiert, dass Überheblichkeit unter uns zum Verbot der Versammlungen geführt habe, doch dürften bei den Trennungen auch die unterschiedlichen Lehrauffassungen eine Rolle gespielt haben.

Wäre es nicht gut, aus diesen früheren Erfahrungen zu lernen? Können uns solche Entgleisungen nicht zur Warnung dienen? Sollten wir nicht bei der Frage nach den Hauskreisen die Motive prüfen, ob es darum geht, dass an Orten, wo noch keine Versammlung existiert, eine solche entsteht? Oder besteht der Verdacht, dass man in Opposition zu dem treten will, was in der Versammlung am Ort geboten wird, um dann sein eigenes Süppchen zu kochen? Wo an einem Ort mehrere Hauskreise bestehen, kann sich jeder das auswählen, was ihm gerade schmeckt. Da stehen in dem einen charismatische Ansichten im Vordergrund, in dem anderen eher eine liberale Schriftauslegung. Jeder kommt so auf seine Kosten. Die bestehende Versammlung aber ist wie in Korinth zerstückelt.

Sollten wir nicht verstärkt darum beten, dass Hauskreise, wenn sie entstehen, denen der Anfangszeit ähneln, wo der Heilige Geist den Herrn Jesus groß machen konnte, und nicht die Bedürfnisse zur Befriedigung des Fleisches im Vordergrund stehen?

### **Singt dem Herrn ein neues Lied**

Sommerferien! Während dieser Zeit wurden – und werden immer noch – Familienbibelwochen angeboten und durchgeführt.

---

Wieder füllte sich die Liste mit Anmeldungen. Wieder kam ein Brief mit einer Anmeldung. Doch was war denn das? Der Mann trug einen anderen Namen als die Frau. Handelte es sich um ein Paar, das ohne Trauschein zusammenlebte? Wie sollten wir ihnen da ein gemeinsames Quartier zur Verfügung stellen? Die Rücksprache mit dem Leiter des Hauses, wo die Freizeit stattfinden sollte, signalisierte ebenfalls ein klares „Nein“!

Der Anreisetag war gekommen. Waren es wohl asoziale Leute, die wir aufnehmen sollten? Das Gegenteil war der Fall. Er bekleidete eine leitende Funktion in einem großen Betrieb, sie war Musiklehrerin an einer großen Schule und leitete darüber hinaus einen Volkschor ihrer Stadt, der häufig öffentlich auftrat. Nun saß ich ihnen gegenüber. Sollten sie doch ein gemeinsames Quartier zugewiesen bekommen? Ich machte sie darauf aufmerksam, dass das Haus, in dem die Bibelwoche stattfände, ein christliches Haus sei, das nach biblischen Prinzipien geführt würde. Wir könnten, um den Ruf des Hauses nicht in Misskredit zu bringen, gemeinsame Zimmer nur an Verheiratete vergeben. Ich fragte sie, ob sie bereit seien, getrennte Zimmer zu beziehen. Gab das lange Gesichter! Sie überlegten, ob sie nicht wieder abreisen wollten. Dann aber entschieden sie sich, doch dazubleiben. Das trieb uns als verantwortliche Geschwister in ein intensives Gebet für sie.

Wir betrachteten in diesen Tagen das Buch Nehemia. Was würden sie wohl davon halten? Zuerst hörten sie ganz reserviert zu. Die anderen Teilnehmer begegneten ihnen mit Liebe und Achtung, wie sie es in ihrem Umfeld daheim wohl kaum erlebt hatten. Ihr Interesse am Wort Gottes wuchs. Als fast das Ende der Woche erreicht war, bat der Mann um ein Gespräch. Im Anschluss daran ordnete er sein Leben vor dem Angesicht des Herrn Jesus. Er hatte sich im Licht des Wortes Gottes als Sünder erkannt und fand Vergebung seiner Sünden. War das eine Freude!

Am gleichen Abend, nach der Verkündigung des Wortes und der Gebetsgemeinschaft, bat auch die Frau um ein Gespräch.

---

Auch ihr war bewusst geworden, dass ihr Leben vor Gott so nicht bestehen konnte. Sie war sich ebenfalls bewusst, dass es einschneidende Konsequenzen für sie bedeuten würde, Christ zu werden. Bisher hatten sie mit beiden Beinen im Lager derer gestanden, die die Existenz Gottes leugnen. Nun könnte sie mit jungen Menschen in der Schule keine sozialistischen Kampflieder mehr einüben. Würde sie gar ihren Beruf verlieren, wenn es bekannt würde, dass sie Christ geworden wäre? Würde sie überhaupt die Kraft aufbringen, den Namen ihres neuen Herrn zu bekennen? Der Feind setzte alles daran, eine echte Lebensübergabe an den Herrn Jesus zu verhindern. Doch der Herr behielt den Sieg. Natürlich sagte sie bei dem Gespräch auch, dass sie ihr eheähnliches Verhältnis ändern müsse. Am Ende des Gesprächs kam ihr Lebensgefährte noch hinzu. Wir hätten die ganze Nacht auf unseren Knien liegen mögen, um dem Herrn für den Sieg im Leben dieser beiden Menschen zu danken.

Der nächste Tag war der letzte Tag der Freizeit. Schon vorher während dieser Woche hatte ein Ehepaar zum Heiland gefunden, nun kamen diese beiden noch hinzu. Wie viel Grund gab es da für uns alle, dem Herrn zu danken und Ihn für diesen Sieg zu rühmen! Für den Abschied hatte ich schöne Spruchkarten mitgebracht. Zur Erinnerung an diese Tage durfte sich jeder einen Spruch ziehen. Die junge Frau zog eine Karte, las den daraufstehenden Spruch und begann zu strahlen: „Der Herr hat mir eine Antwort auf alle meine Sorgen gegeben!“ Sie nahm das Wort Gottes auf der Karte ganz persönlich für sich: „Singe dem Herrn ein *neues Lied!*“

Dann fuhren die beiden nach Hause. Zum baldmöglichsten Termin traten sie vor den Standesbeamten. Wie groß war unsere Freude, als wir nach knapp einem Jahr ein Foto ihres Neugeborenen im Briefkasten hatten. Nun brauchten sie keine Lieder mehr zu singen, die Gott verunehrten.

---

## Gefährliche Literatur

Was gute und hilfreiche christliche Literatur betraf, so waren wir in der DDR schon arm dran. Allerdings gab es manche Schleusen, durch die das eine und andere ins Land kam. Die Geschwister kamen auf alle möglichen und unmöglichen Einfälle, um dem Mangel abzuhelfen. Unsere Brüder und Schwestern in den östlichen Ländern waren noch viel ärmer dran. Schon im Besitz einer Bibel zu sein, war für viele ein unermesslicher Schatz. Ganze Bücherteile und Evangelien wurden per Hand abgeschrieben, um sich geistlich ernähren zu können. Bei Besuchen, die von uns aus dort stattfanden, waren Bibeln, Liederbücher und gute Schriftauslegungen für Gläubige ein kostbareres Geschenk als nötig gebrauchte Lebensmittel.

Weil Bruder Siegfried nahe an der polnischen Grenze wohnte, bewegte ihn besonders die Not der polnischen Geschwister. Oft machte er Ausflüge in Richtung Osten. Da wurde so manches im Auto verstaut, was nicht für die Augen neugieriger Zöllner bestimmt war. Es konnte geschehen, dass er ohne Kontrolle am Übergang durchgewinkt wurde. Wurde er wohl wegen seiner Aktivitäten beschattet? Er war über sein Dorf hinaus als unermüdlicher christlicher Aktivist bekannt. Solche Personen waren den Oberen unserer DDR ein Dorn im Auge. Auf sie wurden „Horcher“ und „Gucker“, also Spitzel, angesetzt.

Erneut war polnische Literatur aus Westdeutschland bei ihm eingetroffen. Die durfte nicht zu lange bei ihm lagern. Er musste jederzeit mit einer Hausdurchsuchung rechnen. Da war es gut, wenn der Stall leer war. Sein Wagen hatte einen doppelten Boden. Da passte viel hinein, wenn es breit verteilt war. Ein dicker Läufer bedeckte alles, da würde die Fahrt wieder gut gehen. Die Kinder fuhren ebenfalls mit. Los ging die Fahrt. Der Grenzübergang war nicht weit. Mit seinen Gedanken war er schon bei den Geschwistern, die ihn erwarteten. Wie würden sie sich freuen! Die Schlange von Fahrzeugen an der Grenze war diesmal nicht zu lang. Allerdings ging die Abfertigung an diesem Tag sehr

---

schleppend voran. Als er endlich bis zum Kontrollpunkt vorgeückt war, wurde er herausgewinkt. Da schwante ihm nichts Gutes.

Alle mussten aussteigen. Er musste sämtliche Türen und den Kofferraum öffnen. Da entdeckte der Zöllner, der sie kontrollierte, wie unter dem Läufer ein Stück Folie hervorlugte. Offensichtlich war beim Ein- oder Aussteigen die Abdeckung verschoben worden. Der junge Grenzer zog dienstbeflissen die Abdeckung hoch. Damit kam alles, was so gut verpackt worden war, zum Vorschein. Bruder Siegfried musste selbst alles auf einen bereitstehenden Karren verladen. Dann wurde er abgeführt, um verhört und vielleicht sogar inhaftiert zu werden.

„Sie wissen, dass Sie sich schuldig gemacht haben! Was hat Sie veranlasst, gegen unsere Zollvorschriften zu verstoßen?“, wurde er von einem ernst dreinblickenden Beamten gefragt. Er flehte schnell zu seinem Herrn um Hilfe und Weisheit. Zögernd antwortete er: „Wissen Sie, uns geht es in der DDR im Verhältnis zu den Polen so gut. Ich bin Christ. Da tut mir besonders leid, dass es bei unseren Glaubensgeschwistern einen großen Mangel an gutem, christlichem Schrifttum gibt. Es handelt sich nicht um staatsgefährdende Bücher!“

„Das werden wir prüfen!“, wurde er unterbrochen. Seine Personalien wurden aufgenommen. Draußen hatte man inzwischen sein Fahrzeug fast auseinandergenommen. Sie ließen ihn mit dem Hinweis gehen: „Sie werden von uns hören!“ Nun harrte er mit Spannung der Dinge, die kommen würden. Anscheinend sollte anhand der Schriften erst einmal das Ausmaß seiner Verfehlung festgestellt werden. Bald wurde er wieder hereingebeten. Einige höhere Beamte in Zivil saßen ihm gegenüber. Die Fragen, die sie ihm stellten, drehten sich hauptsächlich um die Frage, warum er versuche, illegal Literatur zu verbreiten. Wieder antwortete er: „Um bestehenden Mangel zu beseitigen!“ Er stellte die Gegenfrage, ob sie staatsfeindliche Dinge in den beschlagnahmten Büchern gefunden hätten. Das konnten sie nicht bejahen.

---

Im Verlauf des langen Gesprächs wurde eine Möglichkeit erwogen, wie dem anstößigen, illegalen Treiben ein Riegel vorgeschoben werden könne. Man bot ihm an, die christliche Literatur zur Prüfung vorzulegen. Dann könne entschieden werden, ob sie auf legalem Weg eingeführt werden könne. Meinten sie wohl, auf diesem Weg einen „IM“ gewinnen zu können, der ihnen die Fenster öffnete, um Einsicht in unsere Literatur zu bekommen? Unser Bruder sah es als einen Weg vom Herrn an, damit die Geschwister in der DDR auf diese Weise in den Besitz von Kalendern und Zeitschriften kämen. Er stimmte zu.

Danach konnte die gute geistliche Kost bei uns in der DDR offiziell eingeführt werden; vorher wurde sie meist den Päckchen entnommen. Unser Herr hat eigenartige und wunderbare Wege, den Seinen wohlzutun!

### **Schundliteratur**

Die Poststelle unseres Dorfes befand sich in unserem Haus. War das ein emsiges Treiben in der Vorweihnachtszeit. Bis zu achtzig Päckchen und Pakete, oft noch weit darüber hinaus, gingen an einem Tag ein. Der Platz im Dienstzimmer reichte nicht aus. Da musste der Hausflur teilweise mitbenutzt werden. Leider hatten wir selbst keine Verwandten in Westdeutschland. Da konnten unsere Kinder leicht neidisch werden, wenn sie sahen, wie andere – sogar SED-Familien – mit heiß begehrten Dingen überhäuft wurden. Meist erinnerte sich kurz vor dem Fest ein Kamerad, mit dem ich eine Zeit der Gefangenschaft geteilt hatte, doch noch an uns. Dann kam ein süßer Gruß.

Ein anderes Ehepaar fühlte sich gedrungen, uns alljährlich einen Dillenburger Kalender zuzusenden. Dieses Ehepaar war noch vor der Errichtung der Mauer nach Westdeutschland übersiedelt. Das ging ein paar Jahre gut. In letzter Zeit aber verschärfte sich die Kontrollen der Päckchen, und Literatur gehörte zu den verbo-

---

tenen Artikeln, die nicht versandt werden durften. Die Absender mussten sich schon etwas einfallen lassen, wenn uns gute Literatur erreichen sollte. Was war das für ein Fest für uns, wenn ihr Päckchen unbeschädigt eintraf. Die beiden Eheleute leben schon lange nicht mehr, doch ihr Tun der Liebe bleibt unvergessen.

Einige andere Geschwister beklagten sich, dass der Kalender ihrem Päckchen entnommen worden sei. War es da egoistisch, dafür zu beten, dass unser Herr über den uns zugedachten Kalender wachen möge? Wir beteten dennoch dafür. Den absendenden Geschwistern würde schon ein Trick einfallen, ihn gut zu verbergen. Durch eine separate Karte erfuhren wir, dass wieder etwas für uns abgeschickt worden war. Und wirklich, ein Päckchen in der Größe eines Schuhkartons kam an und wurde in Empfang genommen. Der Kontrollstempel des Zollamtes von Plauen fiel uns zuerst in die Augen. Da war unser Päckchen offensichtlich doch geöffnet worden.

Als wir die Schnur und das Papier entfernt hatten, kam nicht die übliche liebevolle Verpackung zum Vorschein: Braungefärbte Haferflocken und zerknülltes Einpackpapier. Die Tüte mit den Haferflocken war aufgerissen, und der Inhalt hatte sich im ganzen Päckchen breitgemacht. Das Kakaopaket war einige Male durchstoßen worden. Da hatte sich einiges vom Inhalt selbständig gemacht und den Rest des Inhalts braun eingefärbt. Zwei Tafeln Schokolade waren auseinandergebrochen. Vom Kalender aber keine Spur. Da entdeckten wir den beigelegten Zettel: „Schundliteratur entnommen!“ Hatten unsere Geschwister den Kalender wohl in den Haferflocken versteckt? Wir hätten vor Enttäuschung weinen können. Es muss um das Jahr 1984 gewesen sein. Sollten wir auf die Barrikaden gehen und unserem Ärger Luft machen? Das hätte uns wohl kaum weitergebracht.

Einige Tage später wurde in der Versammlung bekannt gemacht, dass es in Berthelsdorf in der Lausitz die Möglichkeit gäbe, legal eingeführte Kalender zu bekommen. Wer Bedarf habe, könne sich melden. Wir fuhren zu zwei Brüdern vom Ort dorthin, um

---

die Schätze für die Geschwister in unserem Ort und in den Nachbarorten abzuholen. Welch ein Berg an Kalendern lagerte dort im Versammlungshaus! Der Bruder, dem wir das zu verdanken hatten, der das Werkzeug dazu geworden war, dass sie offiziell eingeführt werden konnten, war selbst anwesend. Er berichtete davon, dass die Weitergabe fast verhindert worden wäre.

In der DDR hatte einige Jahre zuvor, am 17. Juni 1953, ein Volksaufstand stattgefunden. Diesen Tag hatte man in der BRD zum Feiertag erklärt. Feiertage und Sonntage waren im Kalender immer rot gekennzeichnet. Nun war natürlich das Datum des 17. Juni im Kalender rot gedruckt. Als den Beamten ein Exemplar zur Kontrolle vorgelegt wurde und sie die rote Zahl am 17. Juni bemerkten, sahen sie natürlich rot. Sofort verboten sie, die Kalender weiterzugeben. Wie sollte es nun weitergehen? Es gab zähe Verhandlungen mit den Zoll- und Stasistellen. Endlich willigten sie ein, dass die Kalender unter der Voraussetzung weitergegeben werden könnten, wenn die rote 17 in Schwarz geändert würde. Die Geschwister besorgten einen Stempel, und auf diese Weise wurden 3000 Kalender entsprechend behandelt. Das machten die Geschwister der dortigen Versammlung mit Vergnügen. Mit dicken schwarzen Filzstiften und dem Stempel wurde dieser Feiertag in einen normalen Tag verwandelt.

Waren die kritischen Organe damit wohl zufrieden? Vielleicht wurde die Freigabe dadurch unterstützt, dass ihre Frauen einmal im Intershop einkaufen konnten. Ein paar Westmark wirkten manchmal Wunder. Die Kalender konnten verteilt werden. Wenn ich mich richtig erinnere, geschah das im Jahre 1985. Es kann wohl heutzutage nicht mehr nachempfunden werden, wie viel Segen durch die Kalender entstanden ist, denn heute gibt es ein Übermaß an Kalenderangeboten. In des Himmels Herrlichkeit werden wir einmal die entsprechende Frucht sehen. Der Verlag in Dillenburg veranlasste, dass die für die DDR bestimmten Kalender im nächsten Jahr einen schwarzen 17. Juni hatten.

---

## Heimgesucht und heimgefunden

Ein frischer Erdhügel wölbt sich über einem Wiesengrab auf dem Friedhof eines kleinen erzgebirgischen Dorfes. Der Rollstuhl, in dem die Abgerufene ihre letzte Lebenszeit verbracht hat, ist nun leer. Es war ein bewegendes Zeugnis der Gnade Gottes, was bei der Beerdigung der großen Schar der Versammelten enthüllt werden konnte. Das Tal des Todesschattens war notvoll und schmerzhaft. Wenn sie da nicht von der gnädigen Hand des Fürsten des Lebens festgehalten worden wäre! Eines ihrer letzten Worte war: „Ich gehe heim!“ Wohl dem, der dieses Ziel vor Augen hat. Als sie gar nicht mehr sprechen konnte, faltete sie, wenn sie Besuch hatte, zum Zeichen die Hände, dass man für sie beten solle. Ein Chor umrahmte die Beerdigung wie eine Siegesfeier. Das Lied, das ihr besonders am Herzen lag, bildete den Abschluss: „Hier hast du meine beiden Hände ...“

Dieses Lied hatte sie während der Narkose mit Äther bei einer schweren Operation den Ärzten und Schwestern vorgesungen. Doch ich will beginnen, die Gnade Gottes in ihrem Leben groß zu machen – nicht zuletzt eine Wirkung der anhaltenden und fleißigen Gebete der längst heimgegangenen Eltern.

Sie saß im Rollstuhl. Ein kleines Zimmer im neuerbauten Pflegeheim war ihr Domizil geworden. Sie wurde von Schmerzen heimgesucht, doch ein stilles Lächeln zierte ihr Gesicht. Wogen an Not und Leid haben ihr Leben zerzaust und zum Wrack gemacht. Wenn wir uns bei Besuchen gegenübermaßen und Kindheitserinnerungen austauschten, waren oft die Worte zu hören: „Ach wäre ich nur ...“, und: „Hätte ich doch ...“ Sicher wäre ihr manches an Nöten und Erziehungswegen ihres Herrn erspart geblieben, wenn sie sich früher zum Herrn gewandt hätte.

Damals, als sie geboren wurde, war ich vier Jahre alt. Mein Vater weckte uns an einem Morgen mit der frohen Botschaft, dass wir ein kleines Schwesterchen bekommen hätten. Als wir zur Mutter ans Bett traten, sahen wir, wie die Kleine in ihren Armen schlief.

---

Wie winzig klein war sie doch. Ich wagte es nicht, die kleinen Finger zu berühren. Als Spielzeug könnten wir sie wohl kaum gebrauchen. Nur ungern passten wir später auf sie auf; wir räuberten lieber in der freien Natur herum. Als sie dann laufen konnte und wir sie mitnehmen sollten, rümpften wir die Nase. Es bestand ja die Gefahr, dass sie unsere Dummheiten daheim brühwarm ausplauderte. Nur gut, dass es damals noch viele Kinder gab und die Gleichaltrigen sich fanden. Die Schule nahm uns zunehmend in Beschlag, so dass uns immer weniger Stunden zum Spielen und für Vergnügungen zur Verfügung standen. Als ich mit 14 Jahren die Schule verließ und damit zur Jugend in der Gemeinde gehörte, war sie erst in der vierten Klasse. Als ich 17 Jahre alt war und noch nicht einmal die Lehre beendet hatte, flatterte bereits der Einberufungsbefehl ins Haus.

So wurden wir voneinander getrennt, die Familie wurde auseinandergerissen. Mein Bruder, der nur ein Jahr älter war als ich, war kurz vorher schon einberufen worden. Ab und zu kam sogar ein Gruß von meiner jüngsten Schwester, womit sie ihre Verbundenheit ausdrückte. Als ich nach einer Verwundung erstmals Urlaub bekam, verließ sie gerade die Schule. Damals mussten Schulabgänger ein sogenanntes „Landjahr“ ableisten. Ein Landwirt in einem 4 km von uns entfernten Nachbarort sollte sie dazu aufnehmen. Nun verließ auch sie das Elternhaus. Lediglich sonntags bekam sie ab und zu frei. An einem solchen Sonntag geschah das noch heute Unfassbare, das ihr Leben völlig aus der Bahn warf.

Der Krieg war endlich zu Ende. Russische Soldaten sollten für Sicherheit und Ordnung sorgen. Sie waren überall präsent und verbreiteten eher Angst als Sicherheit, vor allem, wenn sie dem Alkohol zugesprochen hatten. Es war ein schöner Sonntag. Der Nachmittag im Elternhaus war viel zu schnell vergangen. Bei warmem Sonnenschein konnten sie sogar im Garten sitzen. Dann aber musste sie sich schnell verabschieden, damit sie noch vor der Dunkelheit zum Nachbardorf kam. Leider besaß sie noch kein Fahrrad, dazu reichte das Geld nicht. Schnellen Schritt-

---

tes machte sie sich auf den Weg, besonders an einem Teil der Straße, wo es links und rechts Wald gab, eilte sie. Zu der Zeit gab es kaum Autoverkehr. Unterwegs waren höchstens russische Soldaten. In der Stille hörte sie eine Amsel auf einem hohen Baumwipfel ihr Lied singen. Ein warmes Lüftchen wehte. Da vernahm sie von fern her das Geräusch von Automotoren. Ihr Herz klopfte stärker. Sollte sie sich hier im Wald verstecken? Doch was sollte schon geschehen? Sie schaute sich um. Zwei russische Personenwagen bogen um eine leichte Kurve. Das waren sicher Offiziere, die sich in der Regel gut verhielten. Als sie näher kamen, drosselten die Wagen das Tempo. Der erste Wagen überholte sie und hielt unmittelbar vor ihr. Der zweite blieb hinter ihr stehen. Sie war zwischen den Autos eingeklemt. Die Angst stieg in ihr hoch. Sie blieb stehen. Aus jedem Fahrzeug stiegen zwei Personen aus. Da gab es nur eins, fliehen! Sie rannte in den Wald, die Russen hinter ihr her. Niemand war in der Nähe, den sie hätte zu Hilfe rufen können. Ob überhaupt jemand gewagt hätte, ihr zu helfen?

Bald hatte der erste sie eingeholt. Er stieß sie nieder. Eine Fahne von Alkohol schlug ihr entgegen. Nun geschah das für sie Unfassbare, was ihr weiteres Leben zerstörte. Alle vier missbrauchten und vergewaltigten sie. Ihr Schreien hallte im Wald wider und störte die Sexbesessenen nicht. Fast eine Stunde lang war sie der rohen Gewalt dieser Lüstlinge ausgesetzt. Im Halbdunkel ließen sie sie dann im Wald liegen. Wie sie zurück ins Elternhaus fand, weiß sie nicht mehr. Es war schon ein Wunder, dass nach einem Anruf im Krankenhaus an diesem Sonntag überhaupt noch ein Wagen mit einem Notarzt kam, wirklich ein Wunder. Über all das mochte sie weder sprechen noch sich daran erinnern lassen. Sie musste sich sogar einer Operation unterziehen und dann für lange Zeit im Krankenhaus bleiben. Die Ärzte sagten ihr, dass sie niemals Kinder bekommen würde.

Bis dahin hatte sie die Jugendstunden der örtlichen Gemeinde besucht, und ihren kindlichen Glauben hatte sie bisher bewahrt. Nun aber kam ihr Glaube ins Wanken. Sie hatte dort im Wald zu

---

Gott geschrien. Wo war Er? Warum hatte Er ihr nicht geholfen? War der Glaube der Eltern überhaupt tragfähig? Der Zweifel nagte lange an ihr. Nur gut, dass man sich ihrer nach der Entlassung aus dem Krankenhaus in Liebe annahm. Ein junger Mann suchte immer wieder ihre Nähe. Er zeigte volles Verständnis für sie und ihre Not. Er gehörte zwar einem anderen Kreis von Gläubigen an, doch er schien ganz entschieden den Glaubensweg zu gehen. Er stand sogar vor dem Beginn eines Theologiestudiums. Ziemlich ungestüm machte er ihr einen Antrag. Der Vater, der gute Menschenkenntnis hatte, warnte vor dieser Eile. Sie war gerade erst 19 Jahre alt geworden. Beide wollten jedoch nicht mit ihrem Eheglück warten. Kaum waren die Flitterwochen vergangen, da gab es schon die ersten Tränen. Was hatte dieser Mann nur für Ansichten über die Ehe! Sogar die Eltern vergossen bittere Tränen.

Damals kam eine Scheidung nicht infrage. Eine Ehescheidung war etwas sehr Schändliches. Doch es schien keine andere Lösung zu geben, wenn nicht größerer Schaden entstehen sollte. Hätte sie doch auf den Vater gehört. War es jetzt noch angebracht, ihr Vorhaltungen zu machen? Es gab bei meiner Schwester schlimmen inneren Schaden. Wenn es unter den Gläubigen solche Heuchler gab, wie sollte man da noch glauben? Zuerst die schreckliche Gewalttat, die Gott zugelassen hatte, und dazu jetzt noch diese Enttäuschung! Auf solch einen Gott konnte sie verzichten.

Mit Mühe beendete sie ihre Lehrzeit als Krankenschwester. Keine Freude, keinen Frieden mehr, und im Herzen der fressende Zweifel. Das machte sie krank. Sie wurde körperlich immer schwächer, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten und fiel immer wieder hin. Die Medizin, die man ihr verschrieben hatte, führte zu einer enormen Gewichtszunahme. Sie mochte sich gar nicht mehr im Spiegel anschauen. Schließlich lag sie meist zu Bett; die Ärzte, die sie behandelten, schienen sie schon abgeschrieben zu haben. Bei der Untersuchung in einer Spezialklinik wurde ein Tumor im Kopf festgestellt. Dieser Tumor konnte angeblich in der gerade

---

entstandenen DDR nicht behandelt werden. Ihr wurde angeboten, sie nach Westberlin in eine Spezialklinik zu überweisen. Dort wurde der Tumor mit einer Quecksilberbehandlung ausgetrocknet. Der Preis dafür war, dass sie ihr schönes volles Haar verlor und seitdem eine Perücke tragen musste. Bis zu ihrem Ende hatte sie nur ganz spärliches Haar.

Ab der Zeit mied sie den Umgang mit Gläubigen. Die Eltern wollten nicht mit ihr streiten und unterließen es deshalb, sie immer wieder auf den Herrn und seine Hilfe hinzuweisen. Sie entschied sich sehr bewusst für den Atheismus. Marx und seine Lebensweisheiten wurden ihr Lebensprinzip. Im Kreis ihrer Gesinnungsgenossen fand sie wieder einen Mann. Wahrscheinlich hatte der so gut wie nichts vom Evangelium gehört. Er war ein treues Mitglied der SED, und das wurde auch honoriert. Allerdings war er kein Fanatiker. Er ließ die Überzeugungen anderer einfach stehen. Man konnte sich mit ihm nicht streiten. Er legte ein besseres Verhalten an den Tag als mancher Gläubige. Vielleicht wäre er sogar für das Evangelium offen gewesen, wenn seine Frau ihn nicht davon abgehalten hätte. Wie viel mögen wohl die Eltern und die gläubigen Geschwister für ihn gebetet haben. Nach vierjähriger Ehe klopfte der Herr das erste Mal an. Der Mann musste ins Krankenhaus: Ein halber Lungenflügel wurde ihm wegoperiert. Nun musste er wegen der Atembeschwerden kurz treten. Wegen der finanziellen Einbuße wollte er jedoch noch kein Rentner werden. So besorgte ihm die Partei eine leichte Arbeit in einer verantwortlichen Position.

Da ihnen die Erfüllung des Kinderwunsches versagt blieb, hielten sie Ausschau nach einem Kind, das sie annehmen könnten. Für Gläubige war es nahezu unmöglich, ein Kind zu adoptieren. Ihnen aber wurde bald ein Mädchen aus asozialen Verhältnissen angeboten. Mit Freuden richteten sie alles her, um es dem Kind so angenehm wie möglich zu machen. Das Mädchen war den Eltern sehr dankbar, dass es dem Leben im Kinderheim entronnen war. Sie versuchten auf alle Weise, das Kind zu einer guten Sozialistin zu machen. Die Eltern verdienten gutes Geld, so dass es

---

keinen materiellen Mangel gab. Beim Spielen und in der Schule luden die anderen Kinder das Mädchen zur Sonntagsschule ein. Es war vor allem der Vater, der ihr diesen Wunsch gern erfüllte. Dort gefiel es ihr sehr gut! Es dauerte nicht lange, dass die Parteileitung den Besuch der Sonntagsschule beanstandete; das würde der sozialistischen Erziehung schaden. Der Vater blieb jedoch standhaft bei seiner Erlaubnis. Offensichtlich hat das Mädchen da manches gehört, wovon es auch zu Hause erzählte.

Wenn meine Schwester Geburtstag hatte oder wir einen Geburtstag feierten, besuchten wir uns gegenseitig oder schrieben einander. Sie schrieb meist eine Karte mit drei Zeilen. Wenn ich ihr schrieb, ließ ich immer etwas von dem anklingen, was uns unser Vater erzählt und gelehrt hatte. Wieder einmal hatte ich ihr zu einem runden Geburtstag ausführlich geschrieben. Da kam ein Brief mit den bittersten Vorwürfen zurück; sie schrieb, dass sie sich nun völlig von uns lossagen würde. Sie wolle nichts mehr mit uns zu tun haben. Das hat uns sehr geschmerzt. War das möglicherweise ein Hinweis auf ein gequältes Gewissen? Nun war die Verbindung abgebrochen und wir konnten nur noch verstärkt für sie beten.

Neben ihrem Beruf bekleidete sie einige Ehrenämter. Im Gericht der Kreisstadt war sie als Schöffin tätig und für ihre Partei scheute sie keine Opfer. Tat sie all das, um nicht zur Ruhe zu kommen und nicht über ihren Zustand nachdenken zu müssen? Ihr Beruf als Krankenschwester füllte sie aus. Lud sie nicht zu viele Verpflichtungen auf sich? Sie verlor an Gewicht und wurde kraftlos. Als sie endlich ihren Arzt aufsuchte und gründlich untersucht wurde, stellte man einen hochgradigen Diabetes fest. Lange wurde laboriert, um den Zuckerwert richtig einzustellen. Das war nicht einfach. Jede kleine Aufregung ließ das Pendel weit ausschlagen. Wie viel mag sie in den Jahren bis heute an Insulin gespritzt haben!?

Der Zustand ihres Mannes verschlechterte sich ebenfalls. Ihm wurde die Luft immer knapper. Er musste Invalidenrente bean-

---

tragen. Die Tochter freute sich darüber, dass ihr Vater jetzt mehr Zeit für sie hatte. Sicher hat er so manches aus Kindermund gehört, was sie in der Sonntagsschule gelernt hatte. Er hörte sogar den zu lernenden Spruch ab, wenn die Mutter nicht zu Hause war. Als er sich wieder einmal einer Routineuntersuchung unterzog, machten die Ärzte ein besorgtes Gesicht. Er musste ins Krankenhaus. Die Wahrheit kam nur scheinbar ans Licht. Der Krebs hatte die andere Lunge befallen. Wenn man ihm schon nicht dauerhaft helfen konnte, so war man doch bemüht, Linderung zu schaffen. Das Lebensideal der beiden Eheleute stürzte da wie ein Kartenhaus zusammen. Auch sie erfuhr in dieser Zeit, dass sich in einer Brust ein kleiner Knoten gebildet hatte. War er wohl bösartig? Ihrem Mann erzählte sie nichts davon, um ihn zu schonen. Sie versuchte mit allen möglichen Heilmitteln der Krankheit Herr zu werden.

Der Zustand ihres Mannes verschlechterte sich zunehmend. Eines Tages wurde sie ins Krankenhaus gerufen. Nun hieß es von ihrem Mann Abschied zu nehmen. Haltlos, hilflos und untröstlich traf ihr gläubiger Bruder sie an. Jetzt lehnte sie sein Hilfsangebot nicht mehr ab. Sie war für seine Unterstützung dankbar. Alle diese Ereignisse fielen in die Zeit des größten Umbruchs in Deutschland. Die Mauer war gerade gefallen, die die Deutschen voneinander getrennt hatte. Die Ideologie des Marxismus, die doch ewig halten sollen, hatte sich als trügerisch erwiesen. Das erschütterte ihr Lebensfundament sehr stark. Nun kam noch die Trauer um ihren innig geliebten Mann dazu. Was hatte ihr Leben da noch für einen Sinn? Hätte sie ihre inzwischen adoptierte Tochter nicht gehabt, wäre sie wohl für schlimmste Versuche des Feindes anfällig gewesen. Sie besprach alles, was wegen der Trauerfeier geregelt werden musste, mit mir als ihrem Bruder. Wollte sie, dass ein ehemaliger sozialistischer Grabredner der aufgelösten Partei die Grabrede hielt? Ganz unerwartet fragte sie mich, ob ich bereit wäre, alles in die Hand zu nehmen. Dazu war ich bereit, wenn ich das Wort Gottes sagen und beten könnte. Damit war sie einverstanden. Wenn ihr nur diese Sorge genommen war!

---

Das war eine gute Gelegenheit, den zum Teil ungläubigen Angehörigen und vor allem den ehemaligen treuen Parteigängern ein klares Evangelium zu verkündigen. In dieser Zeit fiel der Same des Wortes in ganz aufgewühlte Herzen. Ein Quartett eines Männerchors rahmte die Feier ein und sang zu Beginn der Trauerfeier: „Näher, mein Gott, zu dir!“

Das war wie der Anruf des Herrn für die tief Trauernde. Das hat sie in den folgenden Stunden und Tagen nicht mehr losgelassen. Immer wieder klang es in ihrem Herzen: „Näher, mein Gott, zu dir!“ Was während dieser Tage noch alles geschah, wurde verdeckt von der Bitte im Herzen: „Näher, mein Gott, zu dir!“ Wenn sie sich am Abend niederlegte, klangen die Worte nach: „Näher, mein Gott, zu dir!“ Immer wieder während des Alltags hörte sie: „Näher, mein Gott, zu dir!“ Das konnte sie einfach nicht mehr verdrängen. Doch folgte sie dieser stillen Aufforderung nicht.

Jetzt trat die Sorge um den größer werdenden Knoten in der Brust wieder in den Vordergrund. Als sie sich dem Frauenarzt vorstellte, machte er ihr bittere Vorwürfe: „Warum sind Sie nicht früher gekommen? Das müssen Sie doch schon lange bemerkt haben!“ Freilich hatte sie das. Die Vorwürfe konnten ihr jetzt auch nicht weiterhelfen. Es wurde ein bösartiger Tumor festgestellt. Er hatte sich so weit ausgebreitet, dass die ganze Brustseite und die Drüsen unter dem Arm entfernt werden mussten. Vor der Operation konnte ich erstmalig mit ihr beten. Unser Verhältnis war durch die große Not nun wieder geschwisterlich geworden. Als ich sie vorsichtig auf den hinwies, der ihr die beste Hilfe bringen konnte, meinte sie: „Ich will mich doch nicht als Wendehals erweisen!“ Wie schwer ist es doch, den breiten Weg zu verlassen und sich vom Herrn durch die enge Pforte leiten zu lassen.

Die Genesung ging nur langsam voran. Als sie endlich Kraft hatte, den Nachlass ihres Mannes zu sichten und zu ordnen, bekam sie einen Schock. In der Briefftasche ihres Mannes fand sie ein Bibelzitat mit der Aufforderung an sie, zum Herrn Jesus zu

---

kommen. Der Pfleger im Krankenhaus hatte ihr schon gesagt, dass ihr Mann vor seinem Sterben immer wieder gebetet habe. Nun fand sie dieses Bibelwort. Das war für sie eine dringende Mahnung! Was mag da alles in ihrem Herzen vorgegangen sein! Dann allmählich begann das Eis in ihrem Herzen zu schmelzen. Doch zur Übergabe an den Sohn Gottes kam es nicht.

Nach einiger Zeit merkte sie, dass sich auch an der verbliebenen Brustseite etwas bildete, was sie in Aufregung versetzte. Ja, der Krebs hatte übergegriffen und sich ausgebreitet. Ein erneuter Termin zur Operation wurde vereinbart. Einen Tag vor der Einlieferung ins Krankenhaus besuchte ich sie. Nun schien sie offen dafür, mit dem alten Leben aufzuräumen. Sie bekannte, dass vieles in ihrem Leben falsch gelaufen sei. Ich sagte ihr, dass Unglaube Sünde sei. Sie habe ihr Leben von Gott gelöst und also gottlos gelebt. Im Herzen jubelte ich, weil jetzt der Weg für die Hinwendung zum Herrn Jesus geebnet zu sein schien.

Plötzlich gab es einen undefinierbaren Lärm im darüber liegenden Stockwerk des Plattenbauhauses. Es hörte sich so an, als sei etwas explodiert. Gab das einen Schrecken. Von der Veranda aus sahen sie Rauch aus der Wohnung kommen. Die Sirene in der Nähe begann zu heulen. Bald rückte die Feuerwehr an. Da war an Stille zu Buße und Gebet nicht mehr zu denken. Es war fast so, wie Paulus es im 1.Thessalonicherbrief schreibt: „Der Satan hat es verhindert!“ Bald tropfte das Löschwasser von der Decke und löste die Tapeten ab.

Am Tag darauf musste sie in die Klinik. Nur gut, dass die Tochter schon einigermaßen selbständig war, denn nun musste die Wohnung wieder bewohnbar gemacht werden. Die Handwerker gingen ein und aus. Die Sorge der Mutter im Krankenhaus um die Renovierung war fast größer als die Sorge um die zweite Brusthälfte, die operiert und entfernt wurde. Wie war nun ihr einst so schöner Körper verunstaltet. Es gab ernste Gespräche, als ich sie besuchte. Sie fragte, wie Gott das in seiner Liebe nur alles zulassen konnte. Ich erklärte ihr, dass die Bibel vie-

---

le solcher Leiden als „Heimsuchung“ bezeichnet. Würde unser Leben wie ein Fettauge auf der Suppe immer nur obenauf schwimmen, dann würde uns das Irdische so befriedigen und in Beschlag nehmen, dass Gedanken an die Ewigkeit, an das, was nach dem Tod kommt, uns nie beschäftigen. Erst in tiefen Leidenstälern lenke Gott die Gedanken nach oben. Damit suche Er den Himmel, das für Gläubige bereitete Vaterhaus, in Erinnerung zu bringen. So wirkt Er ein Sehnen im Herzen und zieht es heim ans liebende Vaterherz.

Im Verlauf dieses Gesprächs kam bei ihr der Wunsch auf, nach der Genesung einmal mit uns in den Schwarzwald in Urlaub zu fahren. Ich erklärte ihr, dass die Zeit im Schwarzwald kein eigentlicher Urlaubsaufenthalt sei, sondern eine Zeit unter dem Wort Gottes. „Das ist mir egal“, meinte sie, „Hauptsache ist, dass ich einmal herauskomme und richtig abschalten kann.“

So kam es, dass sie mit uns zur Schwarzwaldmühle anreiste. Würde das Wort Gottes dabei ihr Herz erreichen? Würde der Geist Gottes sein Werk tun können? Die gesamte Gruppe der Teilnehmer betete für ihre Bekehrung. Das in diesen Tagen behandelte Thema war nicht evangelistisch ausgerichtet. Doch die liebevolle Atmosphäre im Heim bewirkte etwas. So etwas hatte sie unter ihren Parteigenossen nie erfahren. Da war sich jeder selbst der Nächste und wollte sich selbst verwirklichen.

Am dritten Abend nach der Bibelarbeit, kurz vor dem Schlafengehen, klopfte es zaghaft an unsere Zimmertür. Mit rotgeweinten Augen stand sie vor der Tür: „Ich kann nicht mehr weiter“, war ihre Entschuldigung. Der ganze Schuldenberg ihres Unglaubens war ihr bewusst geworden. Die Frage quälte sie, ob es überhaupt noch Vergebung für sie gebe. Sie hatte ja von Kindheit an alles gewusst. Wie oft hatten die Eltern sie ermahnt! Und wie hatte der Herr bei ihr angeklopft, doch sie hatte es vehement zurückgewiesen. Stattdessen hatte sie in der atheistischen Weltanschauung ihre Befriedigung gesucht. Sie hatte von der Welt zwar die gesuchte Anerkennung gefunden,

---

doch alle Ehre und alle Orden hatten sie innerlich leer gelassen. Jetzt, nachdem Karl Marx vom Sockel gestürzt war und Gott durch diese Krankheiten so ernst zu ihr geredet hatte, erkannte sie die Verkehrtheit ihres Weges.

Gab es für all das noch Vergebung? Wie gut, dass das Wort Gottes auf solche Fragen eine klare Antwort gibt: „Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden“ (Jes 1,18). Und das Wort aus dem Mund des Herrn: „... und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“ (Joh 6,37). Dann knieten wir nieder, gleichsam unter dem Kreuz. Sie bekannte vor dem heiligen Gott alles, was sie als Schuld und Sünde erkannte. Danach konnten wir für die empfangene Vergebung von Herzen danken. Was war das eine Freude! Aus den Tränen der Not wurden Freudentränen. Als wir am nächsten Morgen zur Gebetszeit zusammenkamen, war sie dabei. Wie groß war da der gemeinsame Dank, als die anderen von dem Wunder, das geschehen war, erfuhren. Das hat die weiteren Tage sehr geprägt.

Ja, die Tage der innigen Gemeinschaft und des gemeinsamen Dankens hätten noch lange fort dauern können. Doch schließlich mussten wir vom Ort des Segens Abschied nehmen. Da blieb die Frage, ob Gott nach der Heilung der Seele auch dem geschwächten Körper Hilfe und Heilung geben könnte. Doch die Zuckerwerte zeigten sich wie ein Riesenrad, waren bald in schwindelnder Höhe und dann wieder im Keller. Sie musste beständig mit großen Schmerzen leben. Wucherungen im Leib verursachten einen Darmverschluss. Das Messer des Chirurgen musste wieder angesetzt werden, und zwar in kurzen Abständen gleich dreimal. Als Morphinum zur Schmerzlinderung eingesetzt werden sollte, stemmte sie sich mit ganzer Energie dagegen. Sie wollte nicht davon abhängig werden. Natürlich kamen bei ihr und anderen notvolle Überlegungen auf. Sollte Gott sie noch wegen des vorigen Lebens in der Gottesferne strafen? Widerspruch das nicht seiner Liebe? Hat der Herr Jesus nicht das ganze Gericht für unsere Sünden am Kreuz getragen? Wie sollten wir nun Gottes Wege mit ihr deuten?

---

Schließlich kam noch hinzu, dass ihre Tochter sich bei der Arbeit verletzte. Die Lymphbahn des rechten Beines wurde verletzt. Das Bein schwoll an. Die Ärzte konnten ihr nicht helfen. Bereits mit 28 Jahren wurde sie Invalide. War das Maß der Not und des Leides jetzt nicht voll? Es wurde noch schlimmer. Nun erkrankte die Mutter auch noch an Parkinson. Ihre Hände begannen zu zittern. Die Beine versagten ihren Dienst, so dass sie einen Rollstuhl brauchte. Die behinderte Tochter konnte sie nicht pflegen. Sollte sie nun die so schön eingerichtete Wohnung aufgeben und in ein Pflegeheim überwechseln? Nur noch ein Zimmer haben und sich von fremden Personen pflegen lassen? Das bedeutete ja auch die Trennung von ihrer Tochter! Dann konnte doch wenigstens die Tochter die kleine Wohnung behalten. Wie sollte alles weitergehen? Fragen über Fragen. Würde die Tochter ihren Weg wie Lot nach der Trennung von Abraham gehen? Die Neigungen dazu waren vorhanden. Das war Anlass für anhaltendes Gebet.

Dann kam der Tag der Trennung. Nur noch ein Bett, ein Schrank, ein Sessel neben ihrem Rollstuhl und eine Nasszelle. Doch sie schickte sich darein und war nicht unzufrieden. Nein, sie dankte für jeden Handgriff, den ihr die Schwestern des Heims trotz Überlastung in der Arbeit liebevoll taten. Außerdem bekam sie viel Besuch. Dabei wurde nun aus dem Wort Gottes oder aus guten Büchern vorgelesen, da sie selbst ihre Bibel nicht mehr ruhig halten konnte, um darin zu lesen. Vor einiger Zeit wurde sie gefragt, wie sie das alles so ohne Klagen und Jammern verkrafte, was ihr widerfahre. Darauf antwortete sie: „Wenn mich der Herr nicht so tief geführt hätte, wäre ich wohl ewig verloren geblieben!“

Freilich beschäftigte sie und andere die Frage, warum der Herr ihr solche Leiden und Nöte nicht ersparte. Vor Kurzem lasen wir miteinander aus Hebräer 12, dass Gott uns züchtigt, und zwar im Sinn von Erziehen, damit wir seiner Heiligkeit teilhaftig werden. So, wie die Ernte auf den Feldern im Sommer bei größter Hitze heranreift, so reifen wir in den Trübsalen wäh-

---

rend unserer Erdenzeit. „Wir müssen durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen“ (Apg 14,22).

In der Folgezeit bekam sie große Schmerzen und Luftnot. Daraufhin wurde sie in ein Krankenhaus in der Nähe eingewiesen. Was stellte sich bei einer gründlichen Untersuchung da nicht alles heraus. Der Arzt erklärte, dass sich durch die Medizin Leberzirrhose eingestellt habe. Die Lunge sei voller Wasser und müsse punktiert werden. Das Herz sei fast doppelt so groß wie normal, und eine Herzklappe funktioniere nicht mehr. Das Einzige, was helfen könne, sei eine Herztransplantation. Doch bei ihrer schwachen Gesundheit komme eine Operation nicht infrage. Zwei Blutübertragungen zeigten keine Wirkung mehr. Magen- und Darmuntersuchungen konnten wegen der zunehmenden Schwachheit nicht mehr durchgeführt werden. Alle Medikamente wurden abgesetzt. Es würde nur noch Stunden, höchstens Tage dauern, und das Leben sei ausgehaucht. Sie fiel in ein Koma und war nicht mehr ansprechbar.

Bei den Angehörigen kamen da schon Fragen nach der baldigen Beerdigung auf. Ihre Tochter nahm das Telefon mit ans Bett und rechnete jederzeit mit einem Anruf des Krankenhauses, dass die Mutter verstorben sei. Auch ich besuchte sie noch einmal. War das mein Abschiedsbesuch? Nahm sie es überhaupt noch auf, wenn ich an ihrem Bett betete? Als ich die Bettnachbarin fragte, ob es sie störe, wenn ich laut betete, verneinte sie das und gab freudig ihre Zustimmung. Sogar ihre beiden Besucher falteten die Hände. Galt es nun Abschied zu nehmen für die Erde? Würden wir uns erst in der Herrlichkeit des Himmels wiedersehen?

Doch es kam kein Anruf vom Krankenhaus. Nach zwei Tagen kehrte das Bewusstsein zurück. Sie erwachte aus dem Koma. Langsam konnte sie wieder Nahrung zu sich nehmen. Am dritten Tag äußerte sie den Wunsch, wieder einmal in ihrem Rollstuhl sitzen zu dürfen. Die Ärzte erlaubten es ihr. Sie wurde fast eine halbe Stunde lang auf dem langen Gang hin und hergefahren und in ihr Pflegeheim zurückverlegt. Wer sie besuchte und

---

das hörte, schüttelte den Kopf. Auch wir taten das. Uns war bewusst, dass hier ein Wunder geschehen war. Wir beteten alle für eine gnädige und barmherzige Heimholung in den Himmel und dass unser Herr ihr Leiden abkürzen würde.

Doch unser Herr hatte einen anderen Plan. Seine Gedanken und Wege sind höher als die unseren! Ob Er sie in dem Heim, inmitten so vieler Schwacher und der Ärmsten der Menschen noch zum Zeugnis gebrauchen wollte? Ob nicht nach diesen wunderbaren Erfahrungen ihr Zeugnis noch eher angenommen wurde? Nach Aussage der Ärzte durfte sie ja gar nicht mehr am Leben sein. Doch über dem allem stand Gottes heiliger Wille.

Sie wollte nie, dass viel von ihr gesprochen und sie etwa groß gemacht würde. Ob ich nun gegen ihren Willen verstoße, wenn ich etwas davon berichte, was die Gnade Gottes in ihrem Leben zu tun vermochte? Ihr früheres Leben als SED-Genossin ist kein Ruhmesblatt und dient nicht zu ihrer Ehre. Vielleicht kann die Beschreibung ihres Lebens, das aus tiefsten Tiefen des Verlorenseins zur höchsten Höhe der Gotteskindschaft führte, andere in ähnlichen Situationen ermutigen. Darüber hinaus wird sichtbar, dass wir in der Nachfolge des Herrn Jesus durch viele Trübsale gehen müssen. Ja, es sind erst die zerbrochenen Gefäße, die den Wohlgeruch Christi ausströmen. Und Leid, das angenommen wird, macht die Echtheit der Erlösung sichtbar.

Das Schicksal meiner jüngsten Schwester hat mich in besonderem Maß bewegt, und dabei bin ich besonders für die Langzeitwirkung der Gebete unserer Eltern dankbar. Das macht Mut, solche Dienste auch weiterhin für andere zu tun.

---

## Bibelwoche Berthelsdorf vom 30.5.-9.6.2007

Paulus, der große Missionar  
mit seiner Mitarbeiter Schar  
hat Gottes Rufen angenommen,  
ist nach Europa nun gekommen.

In Philippi redet er das Wort.  
Eine Versammlung entsteht dort.  
Doch wo der Herr so Großes tut,  
der Feind auch nicht untätig ruht.

Welch' Not gibt es durch diesen Hass  
bis zum Gefängnis mit Silas.  
Ein Wunder dürfen sie erleben.  
Gott macht sie frei durch ein Erdbeben.

Es gibt kein Zaudern und kein Ruhn.  
In Thessalonich sind sie nun.  
Die Synagoge füllt sich dort  
als Paulus redet Gottes Wort.

Bei Juden geht das ganz schwer ein,  
dass Jesus sollt ihr Christus sein.  
Doch viele Griechen, viele Frau'n,  
der guten Botschaft gläubig traun.

Nur dreimal ist Gelegenheit,  
dann hindert es der Juden Neid,  
noch mehr zu reden dieses Wort.  
Die Zeugen fliehen, müssen fort.

Wie mag es dort nun weitergeh'n?  
Wird diese kleine Schar besteh'n?  
Wird es dem Feind nun gar gelingen,  
sie von dem Glauben abzubringen?

---

Eine Reise könnt' die Nöte lindern.  
Zweimal kann Satan das verhindern.  
Wie können wir das recht versteh'n?  
Grad das lässt Gottes Größe seh'n.

Das treibt Paulus zum Briefeschreiben,  
damit die Wahrheiten uns bleiben;  
die Wahrheiten von seinem Kommen,  
dass wir gar bald zu IHM entnommen.

Geheimnis war's bis jetzt auf Erden,  
dass Gläubige entrückt bald werden,  
entrückt aus aller Not und Pein,  
um ewig bei dem Herrn zu sein.

Von Berthelsdorf geh'n wir jetzt fort.  
Der Wunsch ist nun, dass dieses Wort  
im Herzen uns lebendig bleibt  
und reiche Ewigkeitsfrucht treibt.

## **Ausklang**

Nachdem ich diese Kurzartikel geschrieben hatte, habe ich sie alle noch einmal durchgelesen. Vielleicht finden sie nicht bei jedem so recht Anklang. Vor allem unsere jungen Leute stehen heutzutage vor ganz anderen Problemen und Anfechtungen, als wir sie ein Leben lang bewältigen mussten. Es stimmt wohl, dass sich die jeweiligen Verhältnisse, unter denen Menschen leben müssen, schnell ändern; doch eines ändert sich nicht: das Wort unseres Gottes. Gott hat es uns gegeben, damit es für uns in allen Lagen und Situationen eine Richtschnur sei. So wie wir in den sich wechselnden Systemen der Welt durch das Beachten des Wortes Gottes Bewahrung und Hilfe erfahren haben, so werden es die erfahren, die auch heute noch zum ganzen Wort Gottes stehen.

---

Immer wieder habe ich mich beim Schreiben gefragt, ob das Niedergeschriebene wohl die Herzen erreichen wird. Das führte mich immer wieder neu ins Gebet, dass unser Herr es durch seinen Heiligen Geist zum Segen gebrauchen möge. Wie groß ist meine Freude, wenn ich erleben darf, dass gereifte Früchte sichtbar werden. Gern möchte ich einige Beispiele hier weitergeben. Sie sollen ausschließlich dazu dienen, dass das Lob unseres Herrn erhöht wird. Was ist schon das Werkzeug in der Hand dessen, der es in aller Schwachheit und Unvollkommenheit gebrauchen konnte.

Anfang der Woche klingelte das Telefon. Ein Bruder in der Mitte der 50-iger Jahre war am Telefon, um sich für zwei Bücher zu bedanken, die in seine Hände gekommen waren. Er war sehr bewegt, weil er in einem der Artikel sein Leben wiedergefunden hatte: seine Ehe sei gescheitert, die Familie auseinandergerissen, seine Frau habe ihn verlassen. Er sei wie der glatte Aal gewesen, den Gott mit scharfem Sand habe packen müssen. Er bat mich, mich einmal besuchen zu dürfen, damit wir miteinander sprechen könnten. Darf das nicht als Frucht gesehen werden?

Vor 14 Tagen fand in unserem Ort eine Beerdigung statt. Geschwister von auswärts waren gekommen. Da drückte mir ein Bruder bewegt die Hand, um sich für die beiden Bücher zu bedanken, die bereits erschienen sind. Von wem er sie erhielt, weiß ich nicht. Er sagte zu mir: „Ich hatte kurz vorher das Buch von Rick Warren *Leben mit Vision* gelesen. Ich wusste nicht, wie ich dieses Buch einordnen sollte. Da kamen mir diese Bücher in die Hände. Beim Lesen verlor ich eine Binde von den Augen. Ich bin jetzt von derartigen Visionen geheilt!“ Bedarf es da weiterer Worte?

Vor kurzem bekam ich einen Anruf aus den Niederlanden. Am anderen Ende meldete sich ein Prediger. Er wollte wissen, ob er es mit dem Schreiber des Buches *Das Leben mit Gott* zu tun habe. Als ich das bejahte, gab er seiner Freude Ausdruck, es zu besitzen. Er berichtete ein Erlebnis: „Wir waren als Prediger zu

---

einem Seminar mit einem notvollen Thema zusammen. Es gab ein langes Hin und Her. Da bin ich aufgestanden und habe einen entsprechenden Artikel aus deinem Buch vorgelesen. Die Ausführungen wurden allgemein akzeptiert. Das war für uns die Antwort Gottes auf unser notvolles Fragen und Ringen. Ich möchte dir herzlich für das Buch danken und dich ermutigen, weiterhin zu schreiben!“

Solche Ermutigungen haben mich angeregt, noch einmal in der Vergangenheit zu graben und Dinge, die fast vergessen waren, neu in Erinnerung zu rufen. Nun geht mein Wunsch und mein Gebet dahin, dass davon einmal in der Herrlichkeit ein voller Korb mit reichen Früchten gefunden wird. Den möchte ich dann vor den Thron des Herrn stellen, um Ihn damit zu ehren!